

Unverkäufliche Leseprobe



Karl Schlögel
Das sowjetische Jahrhundert
Archäologie einer untergegangenen Welt

2025. 912 S., mit 86 Abbildungen
ISBN 978-3-406-84355-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/39973355>

C·H·Beck

PAPERBACK

Karl Schlögel

DAS SOWJETISCHE JAHRHUNDERT

ARCHÄOLOGIE EINER
UNTERGEGANGENEN WELT

C.H.BECK

Mit 86 Abbildungen

Die gebundene Ausgabe dieses Buches erschien im Verlag C.H.Beck
in der Edition der Carl Friedrich von Siemens Stiftung.



Edition der
Carl Friedrich von Siemens
Stiftung

1. Auflage. 2017

2. Auflage. 2018

3. Auflage. 2018

4., durchgesehene Auflage. 2018

1., durchgesehene Auflage in der *edition* C.H.Beck Paperback. 2020

1. Auflage in C.H.Beck Paperback. 2022

2. Auflage in C.H.Beck Paperback. 2025

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2017

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Nach einem Konzept von Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Denkmal in der Region Perm, 1988;

© akg-images/Thomas Kläber

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84355 6



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

*Gewidmet Sonja Margolina,
meiner Frau, ewigen Anregerin und Opponentin*

INHALT

Vorwort	17
Einleitung: Archäologie einer untergegangenen Welt	20
 SPLITTER DES IMPERIUMS	27
Baracholka im Ismailowski-Park, Basar in Petrograd	28
Die sowjetische Welt als Museum	38
Museumsimperium. Lebenswelten des Imperiums 40 – Lineare Fortschrittsgeschichte und der Zauber der Vitrinen 43 – Die Geschichte neu lesen 47 – Nikolai Anziferow: Material Culture. Exkursion als Methode 54 – Identitätssuche: Zwischen Entsorgungswut und neuen Mythen 55	
 Rückkehr auf den Schauplatz: Petrograd 1917	59
Zehn Tage, die die Welt erschütterten 60 – Topographie der Revolution 63 – «Schmelztiegel der Ereignisse» 70 – «On s'engage et puis ... on voit» 75	
 Der Philosophen-Dampfer und die Spaltung der russischen Kultur	78
Lenins chirurgische Operation 79 – Berlin, Prag, Paris, New York – die russländische Diaspora 86 – Glanz und Tragödien im «Zeitalter der Extreme» 90 – Heimkehr in ein verändertes Land 93	
 CHAUSSÉE DER ENTHUSIASTEN	95
«USSR im Bau» – die Macht der Bilder	96
 Dnjeproges: Amerika am Dnjepr	103
Die gekrümmte Spange 104 – Das Genie der Baumeister: Alexandrow, Wenedejew, Winter, Wesnin 106 – Jahrhundert der Ingenieure 109 –	

Amerika am Dnjepr 113 – Dnjeproges: Die Sprengung eines Jahrhundertbauwerks 116

Magnitogorsk – die Pyramiden des 20. Jahrhunderts 118

Die Maschine in der Steppe 118 – Der Mythos von Magnitka 120 – Arbeit als Front, Magnitka als Schlachtfeld 122 – Der «neue Mensch» 126 – «Gorod budet» – «Eine Stadt entsteht» 129

Schwarz und Weiß. Das Auge des Photographen 134

Exkursion zum Bjelomor-Kanal 141

Alter Reiseführer in die neue Zeit 143 – Panamakanal am Polarkreis 145 – Wunder in der Felsenlandschaft 148 – «Kanalarmisten». Sowjetgesellschaft als Mobilisationsgesellschaft 151 – Perekowka. Umschmiedung. Sklavenarbeit als Wiedergeburt 154 – «Wir fahren jetzt in die Hauptstadt der russischen Intelligenzija» 157

Landschaft nach der Schlacht 160

Sturm und Drang 161 – Zeit des Plans, New Deal 164 – Out of control 170

SOWJETISCHE ZEICHENWELTEN 175

Zeichen an der Wand 179

Orden und Medaillen: Die Abzeichen auf der Brust 188

Körpersprache. Der tätowierte Leib 196

Moscow Graffiti. Am Anfang war der Futurismus 202

Namen sind nicht Schall und Rauch 207

DAS LEBEN DER DINGE 213

Packpapier, Verpackung 214

Das Schicksal der Großen Sowjet-Enzyklopädie:

Die Ordnung des Wissens im Tumult der Geschichte 217

«Ein Denkmal unserer großen revolutionären Epoche» 218 – Überschießende Aufklärung. Die Überbietung der ersten Moderne 220 –

Eine Enzyklopädie verschlingt ihre Autoren 223 – Rückkehr zur Ordnung des Alphabets 227

Galerien des Privaten: Der Porzellanelefant auf dem Regal . . . 230

Das Klavier im Kulturpalast 236

Müll. Eine Phänomenologie der Ordentlichkeit 245

«Krasnaja Moskwa»: Chanel auf Sowjetisch 250

Der komponierte Duft 251 – Wie aus dem «Bouquet Catherine II» das Parfüm «Rotes Moskau» wurde 253 – Klassenkampf in der Sphäre der Düfte 258 – Michail Bulgakow und die Connection Chanel 260

Stalins Kochbuch. Bilder vom guten Leben in sowjetischer Zeit . 264

Eine Politische Ökonomie von Essen und Trinken 265 – Rationale Ernährung, methodisches Einüben von Manieren 266 – Sozialistische Stilleben. Bilder von einem besseren Leben 269 – Das vorrevolutionäre Kochbuch der Jelena Molochowjez 275 – Zur Bildungsgeschichte der russisch-sowjetischen Mittelklasse 278 – Wiederentdeckung der russischen Küche in der Zeit der Globalisierung 279

RÄUME DER FREIHEIT 281

Geologen auf Expedition und andere Wege ins Weite, ins Freie . 282

Bis an seine Grenze gehen 284 – Der Zug Workuta–Adler und Sex on the Beach 286 – Das Baltikum als Europa-Ersatz. Die Itinerare der Intelligenzija 288

Datscha: Tschschows «Kirschgarten» im 20. Jahrhundert . . . 291

«Sommergäste» 293 – Biotop der Aufsteiger und der neuen Mittelklasse 296 – Selbstversorgung und Krisenresistenz 297 – Peredelkino – lieu de mémoire 299

Erholungsheime für die Werktätigen.

Das Sanatorium als Geschichtsort 303

Das Erholungsheim, die Heilstätte als Topos 305 – Prächtiges Erbe: Die Kurorte des Russischen Reiches 306 – Die Krim: Wie aus der Perle des Imperiums das Sanatorium des Sowjetlandes wird 309 – Mazesta: Ein

neuer Kurort für den neuen Menschen 312 – «Stalins Datscha»: Die Hauptstadt am Meer 316 – Erholungsgebiete als Kriegsgelände 318

BINNENRÄUME 321

Klingelschilder, Klingelzeichen 322

Kommunalka oder Wo der Sowjetmensch gehärtet wurde.

Der Alltag als Ausnahmezustand 324

Die Lebenswelt im toten Winkel der Sowjetstudien 326 – Das Auge des Dichters: Joseph Brodskys Essay «In eineinhalb Zimmern» 327 – Die Kommunalka als umkämpfter Raum 330 – Die Kommunalkagemeinschaft. Der Alltag als Ausnahmezustand 335 – Diktatur der Intimität, Zerstörung der Privatheit, Verhaltenslehren der Indifferenz 340

Das Interieur als Schlachtfeld 346

Sich einrichten im Ambiente der alten Welt. Die Revolutionäre und der Plüsch 347 – Revolutionäres Wohnen. Eine neue Welt für den neuen Menschen 349 – Der verzweifelte Kampf gegen das «Kleinbürgertum» 351 – Sehnsucht nach «Gemütlichkeit» in Zeiten des Chaos 353 – Boris Iofans Sessel und die Arbeit am sowjetischen Stil 354 – Nach dem Sieg: Der Große Stil, Neo-Empire – und seine Auflösung 356

Wohnheim/Obschtscheshitie: Soviet melting pot 359

Zeltstädte, Barackenwelten: Halt finden in «Russia in Flux» . . 364

Die Baracke 366

Palmen im Bürgerkrieg 369

Die andere Palmenwelt: Siegfried Kracauers «Unter Palmen» 1930 370 – Palme, Absolutismus und Aufklärung 372 – Wsewolod Garschins «Attalea princeps»: Revolution als Sprengung des Gewächshauses 374 – Die Palme im Bürgerkrieg 377 – Palme gegen Gummibaum 379 – Hydrokultur und Imperium 381

Das sowjetische Treppenhaus: Zur Analytik anonymer und

anomer Räume 383

Ilja Kabakows Installation – Die Toilette als zivilisatorischer Ort 388

Moskauer Küche oder Die Wiedergeburt der Civil Society . . .	398
Juli Kims Denkmal für die «Moskauer Küchen» 399 – Die Moskauer Küche – eine Topographie 402 – Die «1960er» und die Formierung der Dissidentenbewegung 407 – «Das Große bleibt groß nicht und klein nicht das Kleine» 415	

LANDSCHAFTEN, ÖFFENTLICHE RÄUME 419

Gorki-Park: Ein Garten für den neuen Menschen	420
Die Inszenierung eines Gesamtkunstwerks 421 – Kombinat des glücklichen Lebens 423 – Geburt der sowjetischen Massenkultur 428 – Paradise lost. Luna-Park postsowjetisch 431	

Das Diorama: Ausblick auf eine Landschaft mit Helden 435

Shilmassiv oder Die Erhabenheit der Plattenbau-Gebirge . . .	442
Tscherjomuschki als Prototyp 446 – Entstalinisierung vor der Entstalinisierung 449 – Die Plattenbausiedlung als Endpunkt einer großen Wanderung 453 – Postsowjetische Erosion, Suche nach der neuen Stadt 456	

Russkaja glubinka – Das Land jenseits der großen Städte	460
«Eine neue Wüstungsperiode» 462 – Das Sowjetdorf: Weißgeblutet, verbrannte Erde 470 – Säkulare Erschöpfung 473	

BIG DATA 475

Spezchran. Katalog der verbotenen Bücher	476
---	------------

Diagramme des Fortschritts, Diagramme der Katastrophen . .	487
Bildsprache für die neue Zeit 488 – Der «Wiener Kreis» und Moskau 490 – Die abwesenden Millionen und die Zerstörung der Statistik 494 – Otto Neuraths Projekt, unabgegolten 497	

RITUALE 503

Die Grenze bei Brest – Rites de passage	504
Die Brest-Erfahrung. Verlangsamung der Bewegung, Innehalten 505 –	

«Dies ist eine besondere Grenze» 507 – Der Grenzwächter als Held und die Erfindung des Feindes 510 – Open Sky und das Ende des Imperiums 514

Choreographien der Macht. Paraden auf dem Roten Platz

und anderswo 517

Abläufe. Das Skript 518 – Die Geburt der Parade aus Krieg und Revolution 520 – «Uhrwerk der Nachrevolution» 522 – Die Parade der Fünfjahrpläne, die Parade des Sowjetvolkes 523 – Überleben und Triumph: Die Vollkommenheit des Rituals 527 – Militärparaden in Friedenszeiten 531

Ein «Tempel der Moderne» – das Krematorium 534

Einäscherung und neue Zeit 534 – Der Petrograder Krematoriumsdiskurs 537 – Rotes Pantheon und die Asche der Opfer und ihrer Henker 540

SAGS oder Riten der Ordnung des Alltags 544

Die Warteschlange als sowjetischer Chronotop 553

Sowjetischer Chronotop 554 – Die Schlange – Versuch einer künstlerischen Bewältigung 557 – Der Agent der Geheimpolizei und die Warteschlange: Das Ohr an der Gesellschaft 559 – Requiem: Warten im Angesicht des Todes 563 – Zerstörung des Marktes: Zentraler Plan an Stelle der «unsichtbaren Hand» 568 – Postsowjetischer Basar: Zusammenbruch der Ordnung der Warteschlange 571

«Was hatten wir doch für Feste ...» 574

Die Geburt des sowjetischen Festes im Karneval der Geschichte 576 – Roter Kalender: Neue Welt, neue Zeitordnung 580 – «Sowjetfordismus». Neues Zeitregime 583 – Säkularisierung: Wie aus Weihnachten Neujahr wurde 584 – Die Erosion der sowjetischen Festkultur 586

KÖRPER 589

Fiskultura: Der Sowjetmensch als Athlet. Der andere Weg zu

Kraft und Schönheit 590

Russische Stahlgewitter: Geburt der Körperkultur aus Revolution und

Krieg 594 – Spartakus versus Olympia 595 – Von modernen Bewegungsstudien zur antiken Skulptur. Ikonisierung 598 – Krieg: Die Lebenden und die Toten – eine Meditation 601 – Sportweltmacht UdSSR/CCCP 602 – Nach Juri Wlassow: Arnold Schwarzenegger 604

Kleider für den neuen Menschen oder:

Christian Diors Rückkehr auf den Roten Platz 607
Wie Schmetterlinge von einem anderen Planeten 608 – Die Russische Revolution und der Umsturz der Kleiderordnung 612 – Mode als Klassenkampf 616 – Das «Haus der Modelle» 1935: Der Plan und die Mode 620 – Nadjeshda Lamanowa – Couturière der Sowjetunion 623 – Der Puls der Zeit: Stiljagi und andere Subkulturen 626 – Ein Museum der sowjetischen Mode: Retrospektive der Antizipationen 629

Männliche Grazie. Nurejews Geste 631

KÄLTEPOL KOLYMA 643

Jewgenija Ginsburg: Neunundvierzig Grad 646 – Warlam Schalamows «Erzählungen aus Kolyma». Protokoll vom Kältetod 650 – Bersins Villa und das Gold 658 – Dalstroj: Imperium, innere Kolonisation 664 – Spurensicherung: Die Lärche, der Schubkarren, die Handschuhe 668

SOLOWKI – LABORATORIUM DER EXTREME:

DIE KLOSTERINSEL ALS KONZENTRATIONSLAGER 673

Das Wunder im Weißen Meer 675 – Die Arbeit der Mönche 676 – Das erste Konzentrationslager 680 – Wiedergeburt und Restauration 687

KORRIDORE DER MACHT 691

K. im Labyrinth des sowjetischen Alltags 692

«Geschlossen wegen Reparatur» 692 – Soziologie der Schwelle 695 – Der Sinn sinnloser Bewegung 696 – Privateigentum und Ökonomik der Zeit 700

Das «Haus an der Moskwa»: Wohnmaschine, Menschenfalle, gated community	703
---	------------

Das «Haus an der Moskwa» 704 – Das Ambiente der Aufsteiger-
klasse 706 – Die Falle: Säuberung und Wohnungswechsel 710 – Neue
Zeiten: Vom «Gosdom» zur gated community 713

Die Aura des Telephonapparates und die Abwesenheit des Telephonbuchs	716
---	------------

RAUSCHEN DER ZEIT	725
------------------------------------	------------

Das Verstummen der Glocken	728
---	------------

Klangwolken: Die akustische Textur des alten Russland 728 – Doppel-
herrschaft. Glocken gegen Fabriksirenen 731 – Soundtrack postsowje-
tisch 737

Lewitans Stimme	739
----------------------------------	------------

Die Stimme und die Technik 741 – His Master's Voice 745 – Fernsehen:
Der Abschied des Veteranen 750

Back in the USSR. Tonspuren	752
--	------------

FREMDES TERRITORIUM, KONTAKTZONEN, ZWISCHENWELTEN	757
--	------------

«The little oasis of the diplomatic colony» (George F. Kennan)	761
---	------------

Im Journalistenghetto. Blick von außen, Zentrumsfixierung	767
--	------------

Berjoska-Läden: «Oasen des Überflusses»	772
--	------------

Das Genie des Sammlers: George Costakis und die Wiederentdeckung der sowjetischen Avantgarde-Kunst	779
---	------------

Wie vom Blitz getroffen. Wie alles begann 782 – Der russische Grieche:
Außenseiter und zwischen den Welten 786 – Im Fadenkreuz der
Macht 790 – Zwischen Sotheby's Triumph und neuer Staatskunst 793

AUF DEN MAGISTRALEN DES IMPERIUMS:

ZEITREISE INS RUSSISCHE 20. JAHRHUNDERT . . . 795

Abschied vom Eisenbahnzeitalter 797 – Kochender Samowar, Sandwich zellophanverpackt 798 – Russländische/sowjetische Geschichte ist Eisenbahngeschichte 800 – Lebenswelt Eisenbahn 807 – Reise in die Ungleichzeitigkeit 811

RED CUBE.

DAS LENIN-MAUSOLEUM ALS SCHLUSSSTEIN 817

Der Kubus. Die Suche nach der vollkommenen Form 820 – Leninismus und Lenin im Sarkophag: «Die zwei Körper des Königs» 825 – Das Pantheon, das nie gebaut wurde 831

DAS LUBJANKA-PROJEKT – ENTWURF FÜR EIN MUSÉE IMAGINAIRE DER SOWJETZIVILISATION . . 833

ANHANG

Danksagung 848

Anmerkungen 851

Ausgewählte Literatur 897

Nachweis der Abbildungen 899

Personenregister 901

Vorwort

Historiker sind auch Zeitgenossen, und zuweilen kommen sie in die Lage, Augenzeugen von etwas zu werden, was in der Fachsprache dann «Zäsur», «historischer Augenblick», «Epochenende» heißt. So war es auch im Falle der Sowjetunion. Nicht die Geschichte war zu Ende gekommen, wohl aber das Imperium, dessen Zeit abgelaufen war. Von da aus eröffnet sich ein neuer Blick auf fast alles: die Vergangenheit, den Schauplatz, die am geschichtlichen Prozess Beteiligten. Und vielleicht war dies nirgends so schwer zu ertragen wie in dem Land, das von einer Sequenz von Kriegen, Bürgerkriegen und Revolutionen heimgesucht wurde, mit einem unübersehbar großen Territorium und mit Schicksalen, wie sie nur in einem heillosen geschichtlichen Tumult zustande kommen. Das Ende war aber auch Anfang: Vielstimmigkeit, wo es bisher gleichgeschaltete Öffentlichkeit gab; hinaus in die Welt, wo bisher die Grenzen versperrt waren; rücksichtsloser Blick auf eine Geschichte mit vielen offenen Fragen; Öffnung der Archive und Geschichten, die nun endlich erzählt werden konnten. Von außen war nur schwer die Radikalität dieses Bruchs nachzuvollziehen: ein Umsturz von Gewohnheiten, Lebenspläne über den Haufen geworfen, Grenzen, wo es bis dahin keine Grenzen gegeben hatte, Millionen, die sich ihr Leben neu einrichten mussten, Absturz für die einen, Aufstieg für die anderen. Das Vierteljahrhundert seither hat gezeigt, wie unendlich schmerzlich dieser Prozess der Verwandlung der ehemaligen Sowjetunion war und wie eine politische Führung postimperiale Phantomschmerzen, nostalgische Sehnsüchte und Abstiegsängste für eine Flucht nach vorn, den Krieg gegen Nachbarstaaten eingeschlossen, für ihren Machterhalt nutzt.

Beide Erfahrungen, die des historischen Augenblicks, der Zäsur, der Wende und die der langen Zeit danach, die die Wirkmächtigkeit «tiefer» Strukturen zum Vorschein brachte, bezeichnen den historischen Ort für die Entstehung des vorliegenden Buches.

Dass sein Erscheinen mit dem 100. Jahrestag der Russischen Revolu-

tion zusammenfällt, war nicht beabsichtigt, hat aber auch sein Gutes, was immer man dem Recycling von Jahrestagen im Kulturbetrieb auch vorwerfen mag. Geschichte richtet sich nicht nach Jubiläen, diese sind bestenfalls Anlässe, um etwas zur Sprache zu bringen, was endlich spruchreif geworden ist. Der Blick wird geschärft, geradezu herausgefordert, noch einmal Maß zu nehmen und eine Formation neu zu vermessen, die seit den «Zehn Tagen, die die Welt erschütterten» Gestalt angenommen und sich als Zivilisation *sui generis* bis zum Ende des 20. Jahrhunderts behauptet hat. Das 20. Jahrhundert als sowjetisches: als Ausbruch aus dem Weltkriegs-Europa, als Wiederbegründung des Russländischen Reiches in neuer Form, als Vorposten der antikolonialen Revolution, als Gegenpol zum kapitalistischen Weltmarkt und als Versuchsgelände einer beispiellosen Sturm-und-Drang-Modernisierung, als Krieg der Selbstbehauptung gegen den barbarischen Vernichtungskrieg Hitler-Deutschlands, als Aufstieg zur zweiten Weltmacht mit einem Herrschaftsbereich von der Elbe bis zum Pazifik, als letztes großes Vielvölkerreich am Ende des 20. Jahrhunderts in Europa. Es gibt gute Gründe, neben einem amerikanischen Jahrhundert auch ein sowjetisches gelten zu lassen. An seinem Ende haben sich die einen gefragt, wie es dazu kommen konnte, dass sich die Sowjetunion so lange hat halten können, während andere sich schon auf deren Existenz *ad infinitum* eingerichtet hatten; am Schluss wurden alle vom Gang der Ereignisse, die in die Perestroika und schließlich in die Auflösung der UdSSR einmündeten, überrumpelt.

Der Verfasser dieses Buches hat einen Großteil der sowjetischen Welt, ihre Spätzeit gleichsam, noch miterlebt. Seit seiner ersten Reise im Jahre 1966 hat er das Land kreuz und quer durchwandert, erforscht, dort studiert. Wie viele, die aus dem kleinräumigen Mitteleuropa kamen, konnte er sich der Faszination, die von den Landschaften, den Strömen, der Geschichte und den Menschen ausgingen, nicht entziehen. Er war bewegt und gerührt von der Großzügigkeit von Angehörigen der Kriegsgeneration, die so Entsetzliches erlitten hatten, gegenüber einem jungen Deutschen, dessen Vater als Wehrmachtssoldat «an der Ostfront» gekämpft hatte; er hörte den Lebensgeschichten zu, die so nicht einmal in der großen Literatur vorkamen, war immer aber auch konfrontiert mit deprimierenden Erfahrungen von Menschen, den Bildern gestohlener Lebenszeit und der Erwartung, dass man nach all den Schrecken und Unbilden endlich doch auch ein «normales Land» werden würde.

Die Arbeit an der Sowjetunion – und für mich als über die russische Sprache und Geschichte sozialisierten Historiker bedeutete dies vor allem: Russland – hat mich nun ein Leben lang beschäftigt. Mit der Zeit, in der Russland gleichsam zum Zentrum der Welt geworden war, habe ich mich in «Jenseits des Großen Oktober. Petersburg 1909–1921. Ein Laboratorium der Moderne» (1988) beschäftigt. Den Beziehungen zwischen Russen und Deutschen, besonders aber dem Schicksal der russischen Diaspora, war mein Buch «Berlin. Ostbahnhof Europas» (1998) gewidmet. Mit «Terror und Traum. Moskau 1937» (2008) habe ich mir klar zu werden versucht, was während der «Großen Säuberungen» der Stalin-Zeit geschehen war. Porträts von osteuropäischen Städten, verfasst seit den 1980er Jahren, waren mein Zugang, mir die sowjetische Lebenswelt und die kulturelle Landschaft des östlichen Europa zu erschließen. Wenn es ein Thema gab, vor dem ich zurückschreckte, weil ich fühlte, ihm nicht gewachsen zu sein, dann war es der Vernichtungskrieg, mit dem Hitler-Deutschland die Völker der Sowjetunion überzogen hatte.

Ich hatte es nicht auf eine Generalbilanz, auf eine Art «Rechenschaftslegung» meiner Sowjetunion- bzw. Russlandstudien abgesehen, es gab andere Pläne und Prioritäten. Aber dann kam jener berühmte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Der beschleunigende und entscheidende Impuls war Putins Annexion der Krim und der unerklärte Krieg gegen die Ukraine seither, der – so fand ich – einen zwang, noch einmal einen Blick auf das untergegangene Imperium zu werfen. Auf dieser Grundlage entstand der Plan zum vorliegenden Buch. Eine Skizze des Vorhabens konnte ich in der Carl Friedrich von Siemens Stiftung in München im Jahre 2014 vortragen, und zwar unter dem Titel «Archäologie des Kommunismus. Sich ein Bild machen von Russland im 20. Jahrhundert». Dass ich konzentriert und unter privilegierten Bedingungen an meinem Buch arbeiten und es fertigstellen konnte, wäre ohne die großzügige Förderung durch die Carl Friedrich von Siemens Stiftung und ihren Direktor Professor Heinrich Meier nicht möglich gewesen. Ihnen gilt mein aufrichtiger Dank. Und es freut mich, dass der Verlag C.H.Beck das Buch in sein Programm aufgenommen hat.

Karl Schlögel, Berlin im Mai 2017

Einleitung: **Archäologie einer untergegangenen Welt**

Was hier als «Archäologie einer untergegangenen Welt» vorgestellt wird, ist nicht eine neue Geschichte der Sowjetunion, sondern der Versuch, sich die Geschichte dieses Landes neu zu vergegenwärtigen, gewiss auch anders als in vielen der vorliegenden eindrucksvollen Gesamtdarstellungen. Die Sowjetunion war nicht nur ein politisches System mit datierbarem Anfang und Ende, sondern eine Lebensform, die ihre eigene Bildungsgeschichte, ihre Reife, ihre Verfalls- und Auflösungszeit hatte. Sie hat die Bürger des Landes für mehrere Generationen mit ihren Praktiken, Werten und Routinen geprägt.¹ Ich bezeichne diese Lebenswelt von langer Dauer als «sowjetische Zivilisation», unabhängig davon, was ihr Anspruch, eine der alten Welt, dem Kapitalismus oder dem Westen gegenüber überlegene zu sein, gewesen sein mag. Lebenswelten können älter und stabiler sein als politische Ordnungen, und sie können fortleben, wenn das Ende eines Systems schon proklamiert und protokolliert ist.² Sie hinterlassen ihre Spuren noch weit über ihr Ende hinaus, wie jeder weiß, der sich in der Staatenwelt bewegt hat, die aus großen Imperien hervorgegangen ist: Sprachen, der Stil von Verwaltungs- und Schulgebäuden, Infrastruktur und Eisenbahnstrecken, aus alter Zeit übernommene Umgangsformen, Bildungswege und Biographien, Hass auf oder sentimentale Anhänglichkeit an die Herren von einst – überall lassen sich diese Erscheinungen beobachten, ob im ehemaligen Bereich des British Empire, des Osmanischen Reiches oder der Donaumonarchie, ja sogar des Deutschen Reiches. Nicht viel anders verhält es sich mit dem Sowjetimperium. Seine Spuren werden noch sichtbar sein – physisch-reell und auf den mentalen Karten der Bewohner der nun postimperialen, postkolonialen Welt –, wenn das Staatswesen UdSSR schon vergessen ist.

Hier setzt eine Archäologie an. Sie nimmt das Territorium des einstigen Imperiums als Feld, in dem sie die Spuren sieht und sichert, die Sonden ansetzt und Ausgrabungen veranstaltet – buchstäblich und im übertrage-

nen Sinne. Archäologen graben nicht aufs Geratewohl, sondern sie haben Anhaltspunkte, an denen sie fündig werden können. Sie haben ihre Navigationsgeräte und Karten und haben vor allem ganze Bibliotheken im Kopf. Worauf sie es abgesehen haben, sind die Hinterlassenschaften vorangegangener Generationen. Sie legen Schicht um Schicht frei, bergen die Funde, katalogisieren die Bruchstücke und treffen alle Vorkehrungen für deren Konservierung und spätere Analyse. Der Fund soll ihnen Aufschluss geben über eine Welt, die nicht mehr ist. Die Bruchstücke, die zu lesen und zu dechiffrieren sie gelernt haben, rekonstruieren ein Abbild, den Text einer vergangenen Epoche. Jedes dieser Fragmente hat seine Geschichte, und die Kunst besteht darin, die Fragmente zum Sprechen zu bringen. Aus den Einzelstücken setzt sich das Mosaik zusammen, und aus den Geschichten, die die toten Objekte preisgeben, bündelt sich das, was «die» Geschichte genannt wird. Zuweilen stoßen Archäologen wider Erwarten und unvermutet auf Schichten und Funde, die sie zwingen, mit überlieferten Deutungen, Periodisierungen, Kontexten zu brechen. Das sind dann die Sternstunden der Ausgräber.

Die Objekte freilegen, sie bergen, sie zum Sprechen bringen – das ist der Weg der Archäologie, der hier vorgeschlagen wird. Mit ihr kommt auch ein viel weiter gefasster Begriff des Dokuments, der «Quelle» ins Spiel. Als Quelle für die Vergegenwärtigung einer vergangenen Epoche kommen jetzt nicht nur das schriftliche Dokument, der Bericht, das Zeugnis, der Aktenbestand in Betracht, sondern – im Grunde – alle Objektivationen, Vergegenständlichungen menschlicher Tätigkeiten (wenn man hier einmal von den Ablagerungen der Naturgeschichte absieht). Die Welt wird betrachtet und lesbar durch die Geschichte der Dinge, durch die Analyse von Zeichen und Verkehrsformen, Orten und Routinen; das Ganze erwächst aus dem Detail, und die Hauptfrage bei einem Projekt «Sowjetische Zivilisationsgeschichte» ist dann: wo anfangen, wo aufhören, wenn alles in Betracht kommt: die Großbauten des Kommunismus ebenso wie die Nippes-Porzellanfiguren der 1930er Jahre, die Stimme des Sprechers von Radio Moskau ebenso wie die Parade der Sportler, der Gorki-Park ebenso wie die Lager an der Kolyma, der Bau des Mausoleums ebenso wie die Strände an der Roten Riviera. Diese Aufzählung ist kein Plädoyer für *anything goes* und kein Spiel auf der Suche nach dem Ungewöhnlich-Exotischen, sondern der Hinweis auf die unendliche Komplexheit einer Gesellschaft, erst recht wenn diese in eine Sequenz aus Krieg, Bürgerkrieg

und Revolution hineingezogen wurde und wenn Leben über weite Strecken eine Form von Kampf ums Überleben war. Zivilisationsgeschichte geht aufs Ganze, sie ist nicht eine Geschichte der Politik oder des Alltags, des Terrors oder begeisterter Zustimmung, der Kultur oder der Barbarei, sondern beides und noch viel mehr – oft zur gleichen Zeit und am gleichen Ort.³ Wenn man die Idee einer *histoire totale* als wenn schon nicht erreichbares, aber doch als erstrebenswertes Ideal aufrechterhält, und wenn man bereit ist, die damit verbundenen Risiken in Kauf zu nehmen, dann stellt sich also bei aller «panoramatischen Offenheit» die Frage nach den Kriterien der Auswahl, nach der «Relevanz» – also der Entscheidung, was in einer solchen Studie avisiert und Gegenstand der Analyse werden soll.

Das vorliegende Buch ist nicht eine Kollektion von Essays, die sich über die Jahre angesammelt haben, obwohl einige der Texte zu verschiedenen Zeitpunkten geschrieben worden sind; vielmehr beschreiben die im Inhaltsverzeichnis benannten Kapitel Stationen eines durchgehenden Parcours, für die sich der Verfasser bewusst entschieden hat. Ob diese Auswahl, die nie auf enzyklopädische Vollständigkeit abzielen konnte, plausibel und überzeugend, ob sie konstruiert oder gar gewaltsam ist, muss sich an der Lektüre selbst erweisen. Der Autor hätte gern einige weitere hinzugefügt, wenn es vom Umfang her möglich gewesen wäre: zum Beispiel Artek-Lager und Kindheit; Weltfestspiele der Jugend 1957; Juri Gagarin, der strahlende Held. Kein vorausgeschickter Kommentar kann den einzelnen Kapiteln abnehmen, was sie selbst nur leisten können: etwas zur Evidenz bringen. Es ist der ungeheure Satz, den Walter Benjamin im riesenhaften Torso seines «Passagen-Werks» versteckt hat: «Methode dieser Arbeit: literarische Montage. Ich habe nichts zu sagen. Nur zu zeigen.» Ein Satz, der aber schon damals, als aus dem Flaneur des 19. Jahrhunderts der Flüchtling des 20. Jahrhunderts geworden war, kaum noch einzulösen war.⁴

Das Buch umfasst, wie auf einen Blick aus der Gliederung ersichtlich ist, an die sechzig Einzelstudien unterschiedlicher Länge, gruppiert in rund zwanzig Blöcken. Es sind die Stationen, die zurückgelegt werden zwischen dem Eingangskapitel – einem Gang über einen der Moskauer Basare am Ende der Sowjetunion – und einem Nachwort, das auf ein *musée imaginaire*, ein Museum der Sowjetzivilisation hinausläuft, und zwar an einem denkwürdigen zentralen Ort, dem Herz der Finsternis der sowjetischen Geschichte: der Lubjanka. Eine Linie der Erkundung könnte man mit «Ein

Zeitalter wird besichtigt» (Heinrich Mann) beschreiben. Eine andere folgt der Einladung «Im Raume lesen wir die Zeit».⁵ Und beides kommt zusammen in dem, was Michail Bachtin den «Chronotopos» genannt hat.⁶ Die Kapitel handeln von den Großbauten des Kommunismus, gleichsam Pyramiden des 20. Jahrhunderts, vom Duft des Imperiums, einem sowjetischen Markenparfum, von dem, was die Kälte von 49 Grad minus für Häftlinge an der Kolyma bedeutete, von den «Zehn Tagen, die die Welt erschütterten» und anderen Topoi, bei denen alle Sinne der Weltwahrnehmung ins Spiel kommen. Wenn es keinen Sinn ergibt, diese Topoi an dieser Stelle im Einzelnen in ihrer «Relevanz», ja Notwendigkeit zu begründen, so ist es durchaus von Bedeutung, die Grundlage für die Entscheidung, warum gerade diese ausgewählt wurden, zu benennen. Die Auswahl beruht auf einer Primärerfahrung, der Erfahrung des Autors. Sie leitet sich nicht ab aus einer derzeitigen akademischen Kontroverse oder Veränderung der Richtung in den Sowjetunion- oder Russland-Studien.

Die Felder der Exploration und die Stellen, an denen die Sonden angesetzt werden sollten, waren jemandem, der sich ein Leben lang mit der sowjetischen Welt beschäftigt hatte und noch knapp drei Jahrzehnte des sowjetischen Systems selbst miterlebt hatte, längst klar, und das Problem war eher eines der «Architektur», der Komposition, also der Darstellung, wenn man sich von einer allzu einfachen enzyklopädischen oder chronologischen Anordnung der in Frage kommenden «Lemmata» verabschiedet hatte. Das waren die ersten Eindrücke, die man in der Zeit des Ost-West-Konflikts gewinnen konnte, einer fremden Welt, die durch den Rauchvorhang des Kalten Krieges verdunkelt war; das war die Welt der 1960er Jahre, in der man sich in der UdSSR von Campingplatz zu Campingplatz bewegen konnte; die Welt, die man zur Zeit der Studentenbewegung in den Seminaren am Osteuropa-Institut der Freien Universität in Westberlin studieren konnte – jetzt schon neomarxistisch, nicht mehr im Rahmen der Totalitarismus-Theorie; das war auch die Welt der Sowjetunion und ihrer Verbündeten, deren Panzer man in Prag gesehen hatte. Und das war schließlich die Sowjetunion, in der in der Zeit von Glasnost und Perestroika Dinge geschahen, die bis dahin unvorstellbar gewesen waren: die Wiederkehr des freien Wortes und des lebendigen Denkens im öffentlichen Raum, ja fast ein lautlos sich vollziehendes Geschichtswunder, wo alle Welt doch auf alles gefasst war – «Armagedon Averted» lautete der Titel von Stephen Kotkins Buch.⁷ Zusammengekommen ergab sich ein

Erfahrungsschatz, erworben auf Reisen quer durch das Land, im Bus, in Zügen, per Schiff, auch per Autostopp. Der Fundus, aus dem heraus die Sujets generiert wurden, basierte auf einer Primärerfahrung und auf der Herausbildung eines Koordinatensystems, in dem nicht Diskurse, nicht das Sekundärwissen aus Büchern und Medien darüber entschieden, was als bedeutend und analysewürdig zu gelten habe, sondern die unmittelbare eigene Anschauung, oder noch genauer: die *De-visu*-Inspektion, der dann die Analyse folgt. Dieses Buch handelt daher nur von Orten und Gegenständen, die der Verfasser selbst gesehen hat, ob es sich um die Staudämme, die Klöster oder die Sammlung Costakis in Thessaloniki handelt. Von besonderem Interesse waren jene «Gemeinplätze», die Svetlana Boym erstmals ins Blickfeld der Forschung gerückt hatte: die Warteschlange, die Gemeinschaftswohnung, der Zustand der öffentlichen Toiletten, die Paraden, die Plattenbausiedlungen, die Moskauer Küchen. Dabei ging es um die allen sichtbare Oberfläche, für deren Analyse sich der wissenschaftliche Betrieb jahrzehntelang nicht interessiert hatte, weil die Suche nach dem «Wesen» oder dem «System» wichtiger war als die Beschreibung und Analyse der Lebenswirklichkeit.⁸

Aber es griffe zu kurz, das hier vorliegende Unternehmen nur als eine persönliche Angelegenheit, als eine «bloß subjektive» Sicht – etwa unter dem Titel «Meine Sowjetunion. Erinnerung an eine untergegangene Welt» – anzusehen.

Gegen den Fetisch der «subjektiven Eindrücke» und gegen einen ebenso naiven wie pathetischen Begriff der unmittelbaren Anschauung ist eine Generation, die durch alle nur denkbaren akademischen Kontroversen der «Soviet Studies» gegangen ist, wohlgewappnet. Sie hatte sich geschult in den Debatten um die Theorien vom Totalitarismus, der «bürokratischen Entartung», der Modernisierung und all der Differenzierungen und Verästelungen seit dem «sozialgeschichtlichen Paradigmenwechsel». Und sie wurde schließlich Augen- und Ohrenzeuge einer Wende in der Sowjetunion selbst, als das Land seine Sprache wiederfand und die «weißen Flecken» seiner Vergangenheit bearbeitete.⁹ Wenn die Figur des Flaneurs oder die Exkursion als Methode eine so zentrale Rolle spielen, dann deshalb, weil hier Anschauung und Reflexion ebenso zwangsläufig wie zwanglos zusammenkommen.

Ein weiteres Element, das dem hier eingeschlagenen Weg entgegenkam, muss noch erwähnt werden. Die vorliegende Arbeit profitierte von der

Wiederaufnahme jener kulturgeschichtlichen Ansätze, die auf eine Integration der Disziplinen abzielten und die in Deutschland mit den Namen so verschiedener Köpfe wie Karl Lamprecht, Georg Simmel und Aby Warburg verbunden sind. Ausgehend von der Einsicht, dass alle menschliche Vergesellschaftung sich in kulturellen Formen darstellt und verdichtet, rückte die Analyse der kulturellen und symbolischen Formen – in gleich welchem Genre – ins Zentrum. Es wurde klar, dass kulturwissenschaftliche Analyse eben nicht gleichbedeutend ist mit Analyse «der» Kultur als eines aparten «Subsystems» – wie das der Wirtschaft oder der Politik auch –, sondern dass sie abzielt auf die konkrete Analyse kultureller Formen, an der mitzuwirken alle Disziplinen, die je etwas dazu beitragen können, aufgerufen sind.¹⁰ Dass darin eine Gefahr des Eklektizismus und Dilettantismus steckt – wer könnte es bestreiten. Im Übrigen sind viele Essays des vorliegenden Buches Eröffnungen, die Benennung von Gegenständen, die ihrer systematischen Analyse und kulturgeschichtlichen Erschließung noch harren.

Nun, nachdem der (lebensgeschichtliche) Erfahrungsraum und der (intersubjektive und transgenerationelle) Referenzrahmen für die vorliegenden Studien benannt ist, bleiben noch zwei wichtige einschränkende Bemerkungen.

Erstens: Das Ende eines Imperiums – und die UdSSR macht hier keine Ausnahme – hat auch epistemologische Konsequenzen: Es kommt zu einer Verschiebung der Blickrichtung. Die akademische Sozialisation, die Russland- und Sowjetunion-Historiker – und wohl nicht nur den Verfasser des vorliegenden Buches – geprägt hat, war in der Regel russozentrisch, Moskau- oder Leningrad-zentriert, bewegte sich in der russischsprachigen *koiné* des Imperiums. Darin liegt eine Beschränkung der Kompetenz, die nicht in einem Hauruckverfahren überwunden werden kann. Sie kann hier nur konstatiert und zum Gegenstand einer relativierenden Reflexion gemacht werden. Dass ein Museumsparcours, der an der postimperialen Peripherie der ehemaligen Sowjetunion entworfen wird, in vielem ganz anders aussehen würde, versteht sich daher von selbst.¹¹

Zweitens: Was mit dem Gang über den Basar begann, endet – unerwartet für mich selbst und doch fast zwangsläufig – in der Sammlung der Objekte, im Museum, wo Menschen – Einheimische wie Fremde – sich einfinden, weil sie sich die sowjetische Welt vergegenwärtigen und – vermittelt über die Exponate – ins Zwiegespräch kommen wollen mit Gene-

rationen, die nicht mehr sind und die selber nicht mehr sprechen können. Die Idee eines *musée imaginaire* – so André Malraux – oder eines «Palastes der Erinnerung» – so Matteo Ricci – für die sowjetische Zivilisation hat sich ergeben als die schlüssige Form, in der die vorliegenden Untersuchungen eingemündet sind.¹² Das Buch ist eine Einladung, jeder kann seiner Neugier, seiner Neigung, seinem Interesse folgen. Der Besucher bewegt sich selbständig, eher labyrinthisch als linear, er bekommt keine Lehre mit auf den Weg, außer dem Schluss, den er selber zieht, wenn er die Zeit, die Orte, die Objekte mit ihren Geschichten und Schicksalen Revue passieren lässt.

SPLITTER DES IMPERIUMS

Baracholka im Ismailowski-Park, Basar in Petrograd

Vom Moskauer Stadtzentrum nach Ismailowo sind es nur ein paar Metrostationen. Man steigt an der Partisanskaja aus und folgt den Wegweisern oder einfach dem Menschenstrom, der dorthin geht, wo alle hinwollen: zum Basar oder zur Baracholka, wie man den Trödelmarkt in Russland schon vor der Revolution nannte und auf dem gebrauchte, heute sagt man *second hand*, Gegenstände gehandelt werden.¹ Das ganze Land, ja der ganze ehemalige Ostblock war nach dem Ende der sozialistischen Verteilungswirtschaft überzogen von einem Netz Abertausender solcher Basare und Trödelmärkte in Parks, an Endstationen von U-Bahnen mit Hunderttausenden von Besuchern und Kunden – wie etwa der «Siebte Kilometer» bei Odessa oder der Markt, der sich am Stadion in Lushniki in Moskau ausgebreitet hatte. In der Zeit des Zusammenbruchs der Verteilungsökonomie, des Absturzes der Währungen und einer zeitweiligen Rückkehr zum Naturaltausch waren diese Märkte zu zentralen Orten der Krisenbewältigung und des Überlebenskampfes geworden, mit Millionen von Menschen, die als Shopping-Touristen und wie «Weberschiffchen» auch über die Grenzen hinweg pendelten.² Der Basar im Park von Ismailowo war etwas Besonderes. Das lag schon an der Nähe zum Stadtzentrum, er war nach dem Gorki-Park der zweitgrößte Stadtpark Moskaus, in den 1930er Jahren hieß er Stalin-Park, und am Eingang stand eine Stalin-Statue. Dort sollte das Stalin-Stadion gebaut werden. Wenn es heute Fremde und Moskauer dorthin zieht, dann nicht nur wegen der großzügigen Garten- und Parkanlagen, sondern wegen dieses großen Basars.

Einen anderen Straßenmarkt besucht Swetlana Alexijewitsch und beschreibt ihren Gang über den Arbat in Moskau. Mit der ihr eigenen Sensibilität beobachtet sie, wie eine weltgeschichtliche Epoche verramscht wird: «Auf dem Alten Arbat, auf meinem geliebten Arbat, sah ich Verkaufsstände – mit Matrjoschkas, Samowaren, Ikonen, Fotos des letzten Zaren und seiner Familie. Porträts weißgardistischer Generäle – Kol-

tschak, Denikin ... Eine Lenin-Büste ... Matrjoschkas in jeder Gestalt – «Gorbi-Matrjoschkas» und «Jelzin-Matrjoschkas». Ich erkannte mein Moskau nicht wieder. Was war das für eine Stadt? Auf dem Asphalt saß ein alter Mann auf Ziegelsteinen und spielte Akkordeon. Die Brust voller Orden. Er sang Lieder aus dem Krieg, vor ihm lag eine Mütze mit Münzen. Vertraute, geliebte Lieder ... Ich wollte zu ihm gehen ... doch er war schon von Ausländern umringt ... zum Fotografieren ... kein Wunder! Sie hatten uns so gefürchtet, und nun ... Da! Nur noch ein Haufen Gerümpel. Das Imperium – futsch! Neben den Matrjoschkas und Samowaren berge- weise rote Fahnen und Wimpel, Parteibücher und Komsomolausweise. Und sowjetische Auszeichnungen! Lenin-Orden und Rotbannerorden. Medaillen!»³

Basare, Trödel- und Flohmärkte dieser Art gab und gibt es in allen Städten der ehemaligen Sowjetunion, und was man auf ihnen besichtigen kann, sind die Splitter, die Trümmer, die Fragmente der Objektwelt des untergegangenen Imperiums. Es gibt nichts, was man dort nicht finden könnte. Gegenstände, die der Welt vergangener Generationen angehört hatten, wechseln die Besitzer und werden so zum Eigentum der heute Lebenden: Zirkulation vergegenständlichter Formen, Wiederaneignung durch andere. Das sind gusseiserne Bügeleisen, die mit Holzkohle befeuert wurden und vielleicht aus einem zum Abriss bestimmten Bauernhaus im russischen Norden stammen, vielleicht aber auch ein modernes Bügel- eisen, das den Arbeitern einer Fabrik, die schon lange keine Löhne mehr ausbezahlt hatte oder deren Geldlöhne in den 1990er Jahren sinnlos ge- worden waren, in natura ausgehändigt worden war. Das können einzelne gut erhaltene Exemplare einer einst in Millionenaufgabe gedruckten Par- teizeitung sein, die nun aber – mit einem Porträt des Führers Stalin und einem wichtigen Erlass – zu einem historischen Dokument geworden sind. Es können Photoalben sein, in denen die Stationen eines ganzen Lebens festgehalten sind – die Großeltern, die Familie, die Zeit bei den Pio- nieren, die Schule, der Beginn des Arbeitslebens, möglicherweise die Zeit bei der Armee – und in denen der Übergang von der einen zur anderen Epoche durch den Übergang von Sepiabraun zu Schwarz-Weiß – und in einem langen Leben zum Farbphoto – markiert ist. Es finden sich An- sichtskarten vom Urlaub am Schwarzen Meer, Augenblicke des Glücks. So liegen sie nun da, ausgebreitet im Staub, in Plastikhüllen, so wie andere Dokumente, die die Mühe des Arbeitslebens dokumentieren, das Arbeits-



Wie überall auf der Welt breitet sich auf den Trödelmärkten das Inventar vergangener Epochen aus. So auch auf einem der Moskauer Basare im Ismailowski-Park in den 1990er Jahren.

buch etwa mit den in schöner Schrift in Tinte eingetragenen Stationen der Werkskarriere. Manchmal findet sich – mit dem Tod eines Menschen oder der Auflösung eines Haushaltes – ein ganzes Bündel von Dokumenten, in denen sich eine Biographie widerspiegelt: Photographien, aus denen sich die Physiognomie, die Statur eines Menschen ablesen lässt, die Schulzeugnisse, die Erfolge im Sportverein, eine Parteimitgliedschaft bis zum Lebensende. Auf dem Basar findet sich das Mobiliar, mit dem die Kindes-

kinder nichts anfangen können oder nichts anfangen wollen, weil es nicht mehr zeitgemäß, nicht mehr «modern» genug ist. Ganze Bibliotheken finden sich wieder und geben Zeugnis vom Geschmack vergangener Generationen von Lesern. In vielen Büchern finden sich Randnotizen und Unterstreichungen. Die Verkaufsstände sind wahre Enzyklopädien historischer Trends und Moden. Hier kann man ablesen, worin sich eine Jugend, die mit der alten Welt nichts mehr zu tun haben wollte, absetzte von der Welt von gestern: Lederjacken, Matrosenhemden. Was bis zum Lebensende besonders sorgfältig aufbewahrt worden war – Auszeichnungen, Betriebsurkunden, Diplome, sogar Orden –, ist nun nicht davor geschützt, eines Tages auf dem Trödel- und Flohmarkt feilgeboten zu werden, ist die Not nur groß und die Pietät niedrig genug. Auf dem postimperialen Trödel finden sich die aus Zentralasien mitgebrachten Wandteppiche und die Radioapparate, die wegzuwerfen man sich nicht getraut hatte – sie könnten vielleicht noch einmal gebraucht werden. Der Spezialist für Graphik der 1920er Jahre kann kaum seine Erregung unterdrücken, wenn er ein Blatt entdeckt, das ein ahnungsloser Händler ihm anbietet. Plunder, Kram, *second hand*, Unikat – alles ist Zeugnis, je nachdem. Diese Märkte sind etwas für gelangweilte Touristen, aber auch für hochspezialisierte Experten. Sie erkennen an der verbeulten Keksdose das Design der vorrevolutionären Süßwarenfabrik von Einem oder des Zigaretten-Trusts Mosselprom aus den 1920er Jahren. Sie erkennen an dem Bücherstand die kostbar aufgemachten Klassiker-Editionen des Akademie-Verlages der 1930er Jahre. In der Kiste mit den Hunderten von kunstvoll geschliffenen Parfum-Flacons suchen sie zielgerichtet jene heraus, die zum Parfum «Rotes Moskau» oder «Flieder» gehören. Mit den Händlern, die die Porzellanfigürchen feilbieten, nimmt es niemand an Sachkenntnis und Kunstverstand auf: Sie kennen die Designer, die Werkstatt, die Signatur am Boden der Figur. Man findet auf solchen Märkten Spezialisten, die alles über Meißner Porzellan, über die verschiedenen Ausführungen des Pathephons wissen und ein unendliches Set von Papirossy- und Streichholzschachteln vor sich ausbreiten. Heute als skandalumwittert geltende Staliniana – wie das von Gorki herausgegebene und von Rodtschenko illustrierte Werk über den Bau des Weißmeer-Ostsee-Kanals – sind besonders teuer. Für Funde aus dem deutsch-sowjetischen Krieg gibt es noch immer besonders Interessierte: Koppelschlösser, Soldbücher und Wehrpässe, durchgeschossene Helme, Arbeitsbücher von ehemaligen «Ostarbeitern», auch Briefe von

deutschen Soldaten, die ihren Weg in die Heimat nicht mehr gefunden haben – alles ist zu haben. Ganze Sammlungen werden verkauft, von wild durcheinander bis systematisch geordnet – etwa Teeglasuntersetzer, Briefmarken und Münzsammlungen (besonders aus der Zeit des Bürgerkriegs mit Dutzenden von konkurrierenden lokalen Währungen). Dazwischen sind plötzlich Klassenphotos aus dem Jahr des Großen Terrors 1937 zu entdecken.

Die Baracholka von heute hat ihre Vorläufer.⁴ Man kann fast sagen: Jede große Krise, jeder Umbruch, jedes Epochenende schlägt sich nieder auf Basaren, auf denen die Splitter der untergegangenen Welt feilgeboten werden. «Fragment des Imperiums» – so lautete der Titel eines 1929 gedrehten Films des Regisseurs Friedrich Ermler, eines Meisterwerks der sowjetischen (Stumm-)Filmkunst.⁵ Ein Soldat, der im Bürgerkrieg durch eine Verwundung sein Gedächtnis verloren hatte, kommt wieder zu Bewusstsein in Leningrad, wo er sich nicht mehr zurechtfindet; alles hat sich geändert: das Tempo, die Gesichter, die Mode, die Frauen – sogar Wolkenkratzer sind zu sehen (offensichtlich der gerade fertiggestellte Komplex des Hauses der Industrie in Charkow). Der Soldat in Pelzmütze und Bauernmantel irrt durch die Metropole, will zurück in die Stadt, die es aber nur noch in Splintern, Trümmern, Fragmenten gibt. Schließlich schlägt er sich zum Fabrikkomitee durch, dem neuen Herrn der Stadt, und alles kommt zu einem guten Ende. Ermler hat den großen Umbruch in Krieg, Revolution und Bürgerkrieg als Zeit der Zersplitterung und Fragmentierung inszeniert. Die Zeit der Wirren war auch die Zeit der Baracholka. Der Markt kennt keine Standesunterschiede mehr, die Not und der Überlebenskampf haben alle gleich gemacht – ob Arbeiter, ehemalige Beamte, Intelligenzler oder Bauern. «Getreide war der absolute Wert-Maßstab, die harte Währung all der Jahre des Bürgerkrieges.»⁶ Die Hierarchie der Werte war auf den Kopf gestellt. Michail Ossorgin beschreibt das aus der Sicht des Bibliophilen: «Ich habe eine Originalausgabe der gesammelten Werke von Lavoisier gefunden – für Moskau eine außergewöhnliche Rarität. Und dann habe ich auch noch ein überaus interessantes Buch gesehen, und zwar wohl das erste in Russland gedruckte Mathematikbuch, noch in Altkirchenslawisch, aus dem Jahre 1682. Es hat einen wirklich wunderhübschen Titel: ›Bequemes Rechnen, mit dessen Hilfe ein jeder Mann, der Verkäufer ebenso wie der Käufer, auf einfache Weise die Zahl einer jeden Sache ermitteln kann.‹ Auch Logarithmustafeln aus petrinischer Zeit fin-

det man dort.» Ausgaben aus der Zeit Peters und Katharinas sind billiger zu haben als die neuesten Editionen der Imaginisten.⁷

Auch damals gelangte alles auf den Markt, wenn es nur half, um in Hunger und Kälte zu überleben. Zum Verkauf oder zum Verramschen stand der Reichtum der ganzen zum Untergang verurteilten alten Hauptstadt. Die postrevolutionäre Situation war eine der grenzenlosen Verschleuderung von über Generationen angesammelten Reichtümern: 1 Paar Stiefel gegen 10 Kilogramm Bücher oder: 1 Uniform gegen 1 Kerosinkocher. Ein Rubens-Bild, das aus einem Palais verschwunden war, für einen Laib Brot. Der Augenblick der Auflösung konnte für Connaisseurs, die nicht emigriert waren, zur Sternstunde werden: Sankt-Petersburg, Petrograd, war in der Zeit des Bürgerkriegs vermutlich der größte Trödelmarkt europäischer Kunst, auf dem Möbel von Roentgen, Bilder von Poussin, Goldschmiedearbeiten der allerersten Werkstätten zu haben waren – für jeden, der wenigstens einen Sack Mehl anzubieten hatte.⁸ Das war der Ort für die Ärmsten der Armen. Im Bürgerkrieg gingen alle dorthin, um Naturaltausch zu treiben. Geld hatte keinen Wert mehr. Dort trafen sich alle Gesellschaftsklassen. Dort gab es alles: Porzellanfigürchen, Lüster, Ferngläser und Photoapparate mit Zeiss-Optik, Nachttöpfe, Nähmaschinen der Marke Underwood, Straußenfedern, Bände der Zeitschrift «Niwa», französisches Parfum. Die Baracholka-Petrograd – das wäre die Geschichte eines Ortes, an dem die vom Zusammenbruch aller sozialen Beziehungen getroffene Stadt ihren Zusammenhang aufrechterhält, Ort des Tausches und Handels, wo alles ineinander übergeht: Tausch, Betrug, Aktivitäten der Berufsdiebe, Weltläufigkeit von Kunsthändlern, das Aufeinandertreffen all derer, die, aus ihren angestammten sozialen Rollen herauskatapultiert, sich neu aufstellen müssen.⁹

Die Welt der offenen Stadt Petrograd mit all ihren Palais, Bibliotheken, Kunst- und Bildersammlungen, dem gewöhnlichen Reichtum, der sich in den Wohnungen einer wohlhabenden Schicht hatte ansammeln können, ist vielfältig bezeugt. Literarische Reflexionen über die Zerstreuung des großen Reichtums auf Basaren, in Antiquariaten und Kommissionsgeschäften findet man etwa in Boris Pilnjaks «Die Wolga fällt ins Kaspische Meer».¹⁰ Dort tauchen zwei Moskauer Antiquitätenhändler auf, die im demnächst von einem neuen Stausee überfluteten Kolomna alte Möbel aufkaufen. Die antiken Möbel stehen für das untergegangene Russland. Über das Depot, eine alte Kirche, heißt es etwa:

«Die Kirche sah wie der Stapelplatz aus einer Feuersbrunst geretteter Gegenstände aus. An den Wänden türmten sich Schränke, Kleiderablagen, Diwane und Nähmaschinen auf ... Hoch oben, in dreifacher Manneshöhe, war über zwei Kleiderablagen ein riesiger Esstisch aufgestellt und darauf ein Tischchen mit Hammer und Stuhl für den Auktionator. In der Kirche, genauer gesagt im Leihhaus, befanden sich nur wenige Menschen. Sie hatten die Mützen nicht abgenommen, betrachteten geschäftsmäßig die Sachen und erörterten laut die Preise, die zusammen mit den Katalognummern der einzelnen Stücke ausgehängt worden waren. Dämmerlicht fiel durch die vergitterten und verstaubten Kirchenfenster. Der Professor folgte dem Beispiele der Übrigen und ging ungezwungen von einem Stück zum anderen. Zur Versteigerung kamen die nicht ausgelösten Stücke des Leihamts, zusammengewürfelter Hausrat. Kattunene Puffs neben Messingbetten und Esstischen aus Lindenholz erzählten eine Chronik der russischen Verarmung ...»¹¹ Das Zimmer des Kustos des «Museums für Altertumskunde» von Kolomna wird wie folgt beschrieben: «In seiner Wohnung, die wie eine Rumpelkammer aussah, häuften sich Foliantenbibeln, Gesang- und Gebetbücher, Priesterstolen, Mönchskutten, Heiligenbilder, Hostiendecken, Altargeräte, Ornate, Stücke aus dem dreizehnten bis siebzehnten Jahrhundert. Unter einer Staubschicht stand die lebensgroße Holzfigur eines nackten Christus, den Dornenkranz auf dem Haupte, eine Arbeit des siebzehnten Jahrhunderts, die aus dem Kloster von Biberdorf stammte. Im Arbeitszimmer des Museums standen die Mahagonimöbel aus dem ehemaligen Besitz des Gutsherren Krasin. Den Schreibtisch zierte als Aschenbecher eine porzellanene russische Adelsmütze mit rotem Besatz und weißem Kopf ...»¹²

Möbel erzählen Geschichte: «Die Kunst des russischen Mahagonimöbels, die nach Russland unter dem ersten Peter verpflanzt worden war, hat ihre vorgeschichtliche Ära. Diese Leibeigenenkunst hat keine geschriebene Geschichte, die Zeit hat es nicht für nötig befunden, die Namen ihrer Meister aufzubewahren. Sie war die Sache namenloser Einsiedler, ein Ruhm der Kellergrüfte in den Stadthäusern oder der hintersten Winkel der Leutestuben auf den Bauernhöfen. Russischer Bitterschnaps und Lustqual der Einsamkeit mochten da zu Taten berauschen. Jacob und Boulle, die Künstler des französischen Möbels, wurden die Lehrmeister. Junge Leibeigene wurden aus den Dörfern nach Moskau und Petersburg

gebracht und von dort nach Paris und Wien geschickt, um die Kunst zu erlernen. Dann kehrten sie zurück, erst in die Kellergräber der großen Städte, von dort in die stinkenden Leutekammern der Dörfer, und arbeiteten, solange sie atmeten. Zehn Jahre oder noch mehr saß mancher Meister an einem Ruhebett, einem Schreibtisch, einem Bücherschrank oder Spiegeltisch, schuftete und soff, bis er verreckte. Seine Kunst hinterließ er des Bruders Söhnen, denn eigene Kinder zu zeugen war diesen Meistern verboten. Die Neffen wurden entweder in der Kunst der Oheime fortgebildet, oder sie machten einfach nach, was sie sahen. Die Meister starben, doch ihre Werke lebten fort: in den Herrenhäusern auf dem Lande und in den Palästen der Städte. Auf ihren Betten liebte und starb man, in den Geheimfächern der Sekretäre wurden Liebes- und Staatsgeheimnisse verwahrt, Bräute beschauten vor den Spiegeltischen ihr blühendes Fleisch, Matronen ihre Runzeln. Unter den Kaiserinnen Elisabeth und Katharina waren Barock und Rokoko im Schwange, Bronze mit Girlanden und Schnörkeln, Palisander und Rosenholz, Ebenholz, geflammte karelische Birke und persischer Nussbaum. Dann kam die strenge Zeit des Zaren Paul, des Malteserritters, des Freimaurers und Kommisskaisers, der militärisch gerade Linie, starren Kastengeist und Kadaverruhe forderte. Das Mahagoniholz musste dunkel poliert werden, aus grünem Leder waren die Polster, schwarze Löwen und Greife bildeten die Zierrate. Mit Alexander I. kam Empire, Klassizität, Griechentum zur Herrschaft ... So spiegelte sich der Zeitgeist in der Kunsttischlerei ...»¹³

Die Baracholka blieb auch später ein fester Bestandteil des sowjetischen Alltagslebens, zeitweilig untersagt, stets Gegenstand von Kontrollen und Schikanen, aber immer unersetzlich, um die Schwächen der Planökonomie zu konterkarieren. Der Ökonom W. Scher sah im Moskauer Basar die Wiedergeburt des Kapitalismus: «Die Sucharewka erobert den Roten Platz im Namen der Verwandlung ganz Moskaus in ein New York oder Chicago.»¹⁴ 1936 gab es in Moskau den Jaroslawler und Dubininsker Markt, wo man Gummigaloschen, Schuhe, Konfektionskleidung, Schallplatten u. a. kaufen konnte. Die Baracholka der 1930er und 40er Jahre existierte Seite an Seite mit den staatlichen Kommissionsgeschäften.¹⁵ In den 1940er Jahren schreibt der nach der Besetzung Ostpolens ins Reichsinnere, nach Alma-Ata, verbannte Pole Aleksander Wat über die Baracholka oder Tolkutschka in Alma-Ata:

«Der Trödelmarkt spielte eine Rolle in meinem Leben, deshalb will ich

ihn ein wenig beschreiben. Ein riesiger Platz, fast wie der Rote Platz in Moskau. Tagsüber herrschte hier ein Sodom und Gomorrha, ein Gewühle von Lumpen und Menschen. In allen Farben. Alles wurde hier verkauft. Nägel, einzelne Gummistiefel, aber gleichzeitig auch ordentliche Dinge, zum Beispiel Gold. Jedermann hielt krampfhaft sein Hab und Gut fest, sie hatten ihre Waren um den Arm geschlungen oder hielten sie in der Hand, oder die ganze Familie bildete einen Schutzwall, denn dort trieben sich *urki* (Kriminelle – K. S.) herum. Und Milizionäre. Man muss wissen, dass der NKWD in Russland zwar als eine Drohung galt, die Milizionäre aber vorwiegend unterernährte, ganz blutarme Leute waren, schlaff wie Fliegen im Spätherbst. Sie schlichen bloß herum. Ein unsägliches Geschrei in zwanzig Sprachen und Dialekten. So war es tagsüber ...»¹⁶

Überlebensorte waren die Trödel- und Schwarzmärkte besonders in den vom Krieg verwüsteten Städten im Westen der Sowjetunion, als die staatliche Versorgung noch nicht wiederhergestellt war. Juri Nagibin zufolge gab es im Nachkriegsmoskau auf der Baracholka vor allem altes Schuhzeug, gebrauchte Kleidung, Soldatenmäntel, herrschaftliche Pelze, Goldringe und Antiquitäten, von der saitenlosen Balalaika bis zur Ziehharmonika, zu Pistolen, Orden, gefälschten Dokumenten, Wattejacken, Priestergewändern, Brüsseler Spitzen, amerikanischen Sommeranzügen – alles Mögliche eben.¹⁷ Eine wieder andere Bedeutung hatten sie in der Zeit des Tauwetters und der sowjetischen Spätzeit. Die Generation des Tauwetters trennt sich von den Möbeln der 1930er und 40er Jahre, sie ist aus dem Ärgsten – der elementaren Not der Revolutions- und Industrialisierungsepoche – heraus. Sie trennt sich von den sperrigen Möbeln, die in die Neubauwohnungen nicht passen, sie trennt sich von den Gesammelten Werken der Klassiker des Marxismus-Leninismus, aber sie behält die Kinderbücher Kornei Tschukowskis und Gaidars, die Akademie-Ausgaben der russischen klassischen Literatur und das große Kochbuch aus der Stalin-Zeit. In den 1960er Jahren gingen «die Organe» wieder schärfer gegen die Märkte vor, weil sie in ihnen ein Biotop für Spekulanten, Devisenhändler, *Farzowschtschiki* sahen.¹⁸

Am gravierendsten ist aber die Entsorgungsaktion am Ende der Sowjetunion. Der Entsorgung der Vergangenheit eignete – für einen Augenblick wenigstens – ein Moment von Hysterie. Man kann Möbel, Kleider und Bücher der Sowjetzeit nicht schnell genug loswerden. Doch diese Zeiten sind inzwischen vorüber. Die Baracholka ist heute fast zum Ver-

schwinden gebracht inmitten der postsowjetischen Landschaften des Konsums aus Super-Malls, Einkaufszentren, dazugehörigen Parkplätzen und Logistik-Komplexen. Auf der Baracholka lebt allenfalls fort, was die teure Warenwelt und der allerletzte Schrei nicht bieten können. Splitter des Imperiums.

Die sowjetische Welt als Museum

Museumsbesuche standen auf den Besichtigungsprogrammen von Besuchern der Sowjetunion bzw. Russlands nicht an erster Stelle. Natürlich gab und gibt es die Highlights, die zum Pflichtprogramm gehören und die bei keiner Visite fehlen dürfen: die Gemäldesammlungen, allen voran die Eremitage und das Russische Museum in Sankt-Petersburg oder die Tretjakow-Galerie und die Rüstkammer im Kreml in Moskau. Aber wen schlägt es schon einmal ins Eisenbahn-Museum in Sankt-Petersburg oder ins Bachruschin-Museum für Theatergeschichte in Moskau, nicht zu reden von den vielen, schon dem Umfang der Sammlungen nach eindrucksvollen Museen, die man außerhalb der beiden russischen Metropolen besuchen könnte.¹⁹ Dorthin kommen Experten, die wissen, dass bedeutende Kunstwerke der sowjetischen Moderne auch außerhalb der Hauptstadt in der sogenannten Provinz zu finden sind: in Samara an der Wolga oder in Nowosibirsk, wohin sie dank eines Volkskommissariats für Aufklärung – dem Erziehungsgedanken folgend und dem Prinzip der gerechten Umverteilung und Dezentralisierung von Kulturgütern verpflichtet – einst gesandt worden waren. So kommt es, dass man Meisterwerke von Boris Kustodijew oder Kasimir Malewitsch auch an abgelegenen Orten findet, an denen man sie nicht vermutet hätte.²⁰

Aber die Museumswelt beschränkt sich nicht auf Kunstmuseen. Museen sind, wie eine inzwischen ins Riesenhafte angewachsene Literatur zum Museumswesen zeigt, viel mehr.²¹ Sie sind Speicher des kulturellen Gedächtnisses – im Großen wie im Kleinen: von Familien, Stämmen, Nationen, Imperien, Unternehmen. An ihren Exponaten und der Art, in der sie präsentiert werden, lässt sich Zeit vergegenwärtigen, die vergangene wie die, in der wir leben. So will eine Nation, eine Stadt sich selbst gesehen wissen. So soll ein Bild von sich in die Welt hinausgeschickt oder zumindest in den Köpfen der Besucher verankert werden. Museen gleichen Zeitkapseln und Zeitmaschinen. Das kann in Kunstkabinetten, Wunderkammern, Galerien mit Vitrinen, viel Staub und Spinnweben ge-

schehen oder in Museen, die auf dem allerneuesten technischen Stand sind, mit laufenden Bildern, Audioguides und der Produktion von Lautwelten, die den Besucher an andere Orte oder in andere Epochen katapultieren bzw. in eine «interaktive» Beziehung zu längst verstorbenen Generationen bringen. Museen können streng chronologisch aufgebaut sein, der Besucher folgt gleichsam einem Zeitpfeil. In solchen Ausstellungen hat alles seine Ordnung, fast wie in einem alten Schullehrbuch, und wer sich an diese Abfolge, an diese Narrative hält, der kann nicht verloren sein. Er folgt dem roten Faden und gelangt am Ende des Parcours durch alle Fährnisse und Unsicherheiten hindurch zum Endpunkt, ohne den keine geschichtliche Erzählung auskommt. Sie braucht ein Ende, ein Ziel, ein Telos, das freilich ganz verschieden aussehen kann: Es kann einen mit einer festen Botschaft, einer «Lehre» oder angefüllt mit widersprüchlichsten Informationen und Deutungen benommen und verwirrt zurücklassen – wie nach einer Fahrt in der Achterbahn.

Im Zentrum des Museums stehen der Sammler und die Sammlung. Lange Friedenszeiten sind solcher Akkumulationsarbeit förderlich, während Zeitbrüche, mit ihren Unsicherheiten und ikonoklastischen Entgleisungen, zu irreversiblen Verlusten führen können. In Museen wird etwas gezeigt – das «Erbe der Menschheit» –, aber es geht nie ohne die Absicht und den Willen, sich darin selber zu zeigen und sich in Erscheinung zu bringen. Die Präsentation der materialen Hinterlassenschaft der Vergangenheit in ihren tausenderlei Formen ist bekanntlich selbst schon wieder eine eigene Geschichte. Museen sind daher, wie «verstaubt» und «ewig» sie auszusehen scheinen, wahrhafte Abbilder und Barometer der Zeit.²² Jede Ausstellung und jede Veränderung des Parcours ist bedeutungsvoll – so oder so. Sie besagt: Hier ist es zu einer Modifikation, einer Revision, einer Umwertung, einem Perspektivenwechsel gekommen. Das zeigt sich nach dem Ende des sowjetischen Imperiums und dem Aufbau nationaler Museumslandschaften im «postsowjetischen Raum» ganz drastisch. Die Geschichte der Museen in der «Zeit der Wirren» der 1990er Jahre und der Entsowjetisierung wird noch geschrieben werden müssen. Man müsste hier über vieles sprechen: über den punktuellen Zusammenbruch der Security-Systeme, über den Boom des Antiquitäten- und Kunstschmuggels, von der Tragödie, dass das Lebenswerk einer ganzen Generation von Museumsleuten, Kustoden, Restauratoren in Frage gestellt und in manchen Fällen auch ruiniert wurde. Aber man würde auch ein Denk-

mal setzen für die Hingabe, die Tapferkeit, ja den Heroismus, den diese «Arbeiter der Kultur» – nicht zum ersten Mal in der Geschichte – an den Tag gelegt haben, um «ihre» Museen zu verteidigen. Man denke an den Mut und die Beharrlichkeit, mit der das Personal des Nationalen Kunstmuseums in Kiew über Wochen hinweg und rund um die Uhr das Museum inmitten der Kämpfe auf dem Majdan geschützt und verteidigt hat. Man denke nur an die vielerorts entstandenen Bewegungen gegen die Rückgabe säkularisierter und in Museen umgewandelter Kirchen an die Russisch-Orthodoxe Kirche wie zuletzt im Falle der Isaakskathedrale in Sankt-Petersburg.²³

Museumsimperium. Lebenswelten des Imperiums

Wer sich über Jahrzehnte hinweg bei seinen Reisen quer durch die Sowjetunion mit der Museumslandschaft vertraut gemacht und wer sich über die Bedeutung der «Augenarbeit» für die Historiographie Gedanken gemacht hat, wird – ob man das nun so nennt oder nicht – zu einem Museumsexperten.²⁴ Dafür gibt es einen einfachen und zwingenden Grund: Der Besuch von Museen war in sowjetischer Zeit, wo diese zentrale Institutionen des Wissens und der Information vor Ort gewesen sind, zwingend. Vor allem die lokalen und regionalen Heimatmuseen waren, erst recht für ausländische Besucher, aber eben auch in einem Land, in dem Literatur zur Lokalgeschichte generell knapp oder gar nicht zugänglich war, der wichtigste Ort, um sich ein Bild von einer Region machen zu können. Die Buchhandlungen hatten nur wenig zu bieten – vielerorts konnte man nicht einmal Stadtpläne auftreiben. Selbst wenn es einmal Publikationen zu Themen der Lokalgeschichte gab, waren sie im Nu vergriffen, denn dann handelte es sich um Kostbarkeiten, die in Miniaufgaben von 100 bis 500 Exemplaren als «graue Literatur» verlegt wurden. So wuchs mit jeder Reise die Bibliothek mit den kostbaren Werken der «grauen Literatur», die sich in den großen Universitäts- oder Staatsbibliotheken meist nicht findet. Eine andere unverzichtbare Methode, sich mit den «unsichtbaren Städten» (Italo Calvino) vertraut zu machen, war der Besuch der Friedhöfe, falls sie noch vorhanden und nicht zugunsten von neuen Straßenführungen, Stadien oder Kulturparks eingeebnet worden waren.

Die immer wieder aufgesuchten Museen dienten aber nicht nur der Navigation vor Ort, sondern standen für einen Typus von Museumskultur, der in westlichen Ländern fast ausgestorben ist und der aller sowjetischen Fortschrittsrhetorik zum Trotz sehr viel mit der Tradition der Bildungs- und Erziehungsinstitution Museum des 19. Jahrhunderts zu tun hatte. Das wird vor allem deutlich an den landes- und lokalgeschichtlichen Museen (*istoritscheskije i krajewedtscheskije musei*) außerhalb der Hauptstädte, also in den alten, oft im Schatten der jüngeren Metropolen liegenden russischen Städte wie Dmitrow, Twer und Jaroslawl. Die Erschließung der durch den Fluss konstituierten Kulturlandschaft wie des Wolgagebietes konnte (und kann) man sich ohne den Gang durch die reichen Museen von Nishni Nowgorod, Saratow, Samara oder Astrachan gar nicht denken. In den Museen der nichtrussischen Metropolen Tbilissi, Taschkent, Jerewan, Kiew oder Riga merkte man sehr schnell – schon beim Versuch, die Legenden zu lesen –, dass die Sowjetunion ein Staat mit vielen Sprachen und Schriften war. Wie konnte man etwas von der Wucht der Modernisierung des Russischen Reiches bzw. der Sowjetunion verstehen, ohne die Museen der Industriestädte Iwanowo-Wosnessensk, Donezk, Jekaterinburg gesehen zu haben? In der Zeit der Perestroika wurden die regionalgeschichtlichen Museen oft die ersten Orte, an denen man etwas über den Großen Terror vor Ort, über die Freilegung von Massengräbern und die Lager erfahren konnte. Kurzum: Museumsbesuche hatten in einem Land, das für eine lange Zeit aus dem «Gutenberg-Zeitalter» mit seinen allseits und jederzeit zugänglichen Publikationen herausgefallen war, eine eminente, ja unersetzliche Rolle gespielt. Eine Analyse der ungemein reichen und vielfältigen Museumslandschaft der ehemaligen UdSSR steht meines Wissens noch aus.²⁵

Es ist nicht allein die bedeutende Zahl großer, mittlerer, kleiner Museen, die einen überwältigt, sondern ihre thematische Bandbreite, die die ganze unendliche Vielfalt, den Reichtum der sowjetischen bzw. russischen Welt abbildet. Die landeskundlichen Sammlungen führen in klassischer Transdisziplinarität, man könnte auch altmodisch sagen: in einer ganzheitlichen Weise, in das Werden einer Region ein – beginnend mit der natürlichen Raumbeschaffenheit, den klassischen Fragen von Geologie, Geographie, Botanik, Flora und Fauna bis hin zu den Ereignissen in der Gegenwart. Aber neben diesen praktisch an allen größeren Orten vorhandenen, lokal



Die Eroberung des Nordpols durch sowjetische Piloten, zu besichtigen im Museum der Arktis und Antarktis, das 1937 in der ehemaligen Nikolaikirche in Sankt-Petersburg eingerichtet wurde.

zentrierten Museen finden sich die großartigen thematischen Dauerausstellungen, die zum Beispiel die Eroberung der Arktis und Antarktis (Leningrad/Sankt-Petersburg), die Geschichte des Eisenbahnbaus im Russischen Reich (Sankt-Petersburg, Nowosibirsk u. a.), die Theater-Entwicklung (Bachruschin-Museum in Moskau) zum Gegenstand haben, zahlreiche Museen für Architektur und Stadtentwicklung, Museen der Flussschifffahrt und des Treidlerwesens (Nischni Nowgorod, Rybinsk), Gedenkstätten und Museen zur sowjetischen Gewaltherrschaft (Solowki, Medweshegorsk am Weißmeer-Ostsee-Kanal), Museen, die nach Erringung der Unabhängigkeit 1991 in einem radikalen Bruch mit der Vorgängerinstitution eingerichtet worden sind (Okkupationsmuseum in Riga, Genozid-Museum in Vilnius). Eine bedeutende Rolle spielen alle Museen, Gedenkstätten und Dioramen, die mit dem Großen Vaterländischen Krieg verbunden sind (Dioramen in Sewastopol, Wolgograd, Rshew wie auch in der unabhängigen Ukraine in Dnipropetrowsk oder Kiew); der Krieg – auch die Kriege der jüngsten Vergangenheit wie die in Afghanistan und Tschetschenien –

ist fester Bestandteil aller Museen und im Verbund mit Mahn- und Denkmälern oft Hintergrund für wichtige Ereignisse im persönlichen Leben, etwa die Photos zum Schulbeginn oder zu Hochzeiten.²⁶ Eine weitere Besonderheit dürften die Museen der Aufklärung und des Atheismus sein, die mit der massiv antiklerikalen Politik der Bolschewiki und der Gottlosenbewegung der 1930er Jahre zusammenhängen – sinnfällig gemacht in der Ausstellung von Reliquien und dem Foucaultschen Pendel, das über dem Pflaster im Zentrum der Kasaner-Kathedrale in Leningrad schwang. Ein Typus von Museum, der sich meines Wissens in anderen Museumskulturen weit seltener findet, sind die Wohnungsmuseen (*musei-kwartiry*), also in Museen umgewandelte Wohnungen berühmter Persönlichkeiten: Bis heute gibt es eine kaum überschaubare Zahl von Museen dort, wo einst Berühmtheiten wie Puschkin, Dostojewski, Alexander Blok, Rimski-Korsakow, Dmitri Mendelejew, Iwan Pawlow u. v. a. vorübergehend oder für längere Zeit lebten. In sowjetischer Zeit gab es eine Vielzahl von Museen zu «Leben und Werk» von Repräsentanten der Partei- und Staatsführung: Lenin, Kirow, Lunatscharski u. a. Zum selben Genre gehören die «Lebenswelten» des Adels, die Gutshäuser auf dem Lande – die Adelsnester, sofern sie die Wellen der Plünderung, Brandschatzung oder auch systematischen Zerstörung und Abtragung nach 1917 und durch den deutsch-sowjetischen Krieg überstanden haben.

Aus der historischen Vogelperspektive betrachtet, erscheint der sowjetische Raum ja immer als unendlich unifiziert, homogenisiert, gleichförmig. Um dem, was die «Sowjetunion» war, gerecht zu werden, bedarf es allerdings des Blicks auf die «Welt vor Ort». Und hier entfaltet sich – aller Unifizierung und Zensur zum Trotz – die ganze Vielfalt eines großen Landes, die eben nicht in einem «Kurzen Lehrgang» aufgeht.

Lineare Fortschrittsgeschichte und der Zauber der Vitrinen

Die Museen sowjetischen Typs – und nicht nur sie – folgten einem einfachen, plausiblen Narrativ, wenn derartige Pauschalisierungen und Generalisierungen überhaupt möglich sind. Es ist das der (marxistischen) stufenförmig ansteigenden Fortschrittsgeschichte von der Entstehung der Welt, von Flora und Fauna, Steinzeit, Urgesellschaft, Sklavenhaltergesellschaft, Feudalismus, Kapitalismus, Arbeiterbewegung und Sozialismus.

Das ist eine einfache chronologische Ordnung. Sie ist schulmäßig informativ und umfassend. Der Besucher lernt sehr viel – oder ruft sich in Erinnerung, was er in Zeiten des Abiturs schon einmal gewusst hat. Die Ausstellungsabfolge liefert ein festes Gerüst. Diese Linearität ist natürlich gewollt, konstruiert, verbunden mit einer weltanschaulichen Interpretation und einem Erziehungsauftrag.

Es war nicht von Anfang an klar, wie ein Narrativ für das sowjetische Museum aussehen könnte. Seine Genese ist ein überaus konfliktreicher Prozess, in dem sich das Ringen der Sowjetmacht um ihr Verhältnis zur Geschichte widerspiegelt. Es hat eine Weile gedauert, bis sich eine Art Standard-Narrativ herauskristallisiert hat. «Wladimir Iljitsch war kein großer Liebhaber von Museen», teilt uns seine Frau Nadjeshda Krupskaja mit.²⁷ Doch ging es nicht um die persönlichen Ansichten Lenins, sondern um die Frage, welche Rolle Museen in der neuen Gesellschaft spielten, wie sie zu Orten werden könnten, die über den revolutionären Bruch hinweg eine Kontinuität des Wissens und der Tradition garantierten. Von der radikalen Infragestellung des Museums als einer obsoleten und überholten Institution, wie etwa Kasimir Malewitsch sie vertrat, bis zur Ausarbeitung einer auf der Basis des Dialektischen Materialismus neu konzipierten Lehranstalt lag zwar nur ein Jahrzehnt, dieses war aber erfüllt von einer Debatte, die bis heute von ihrer Aktualität nichts eingebüßt hat und relevant geblieben ist. Dies zeigt schon allein der Kreis derer, die sich zum Thema Museum und Revolution geäußert haben: Kasimir Malewitsch, Alexander Rodtschenko, Ossip Brik, Andrej Platonow, Pawel Florenski als Vertreter der Avantgarde und am Ende Philosophen und Kunstkritiker der Stalin-Zeit wie Iwan Luppol und Alexei Fjodorow-Dawydow und, gleichsam als unsichtbarer Dritter und theoretischer Referenzpunkt, der Philosoph Nikolai Fjodorow (1829–1903) mit dessen Hauptwerk «Die gemeinsame Sache», in dem es nicht zuletzt um die Herstellung einer Beziehung zwischen den Generationen, zwischen den heute Lebenden und den schon Toten und letztlich die Wiederauferstehung ging.²⁸ Michael Hagemeister fasst Fjodorows Anschauung wie folgt zusammen: «Das Museum ist kein Magazin toter Dinge, sondern der Ort, an dem durch Artefakte aller Art (nicht zuletzt durch Bücher) die Verstorbenen erinnert und – wenn auch vorerst nur im Gedenken – in der Vorstellung ins Leben zurückgeholt werden; das Museum dient somit dem Ziel, den Tod zu überwinden und die Sterblichen

unsterblich zu machen.» Oder in den Worten Fjodorows selbst: «Das Museum ist keine Sammlung von Dingen, sondern eine Versammlung von Personen, seine Tätigkeit besteht nicht im Anhäufen toter Dinge, sondern in der Rückerstattung des Lebens an die Überreste des Abgelebten, in der Wiederherstellung der Verstorbenen – aufgrund ihrer Erzeugnisse – durch die tätigen Lebenden.»²⁹ Es fällt einem, der in der Spätzeit der Sowjetunion mit der «reifen» Institution Museum zu tun bekommen hatte, schwer, sich noch einmal die radikalen, inspirierenden und irritierenden Fragestellungen des frühsowjetischen Museumsdiskurses zu vergegenwärtigen.

Seit den 1930er Jahren, mit der Durchsetzung des stalinschen «Kurzen Lehrgangs», war das Narrativ auf Jahrzehnte hin entschieden. Alles, was nicht in die Fortschrittsgeschichte passt, kommt nicht vor oder wird in einer dialektischen Bewegung «aufgehoben». Spezifische Phasen oder Ereignisse der Geschichte fehlen überhaupt: im Bürgerkrieg etwa die Grausamkeiten der Bolschewiki, in der Kollektivierungs- und Industrialisierungsgeschichte das Hungersterben des Holodomor in der Ukraine, die Repressierung der Nationalitäten, die nichtheroische Seite des Großen Vaterländischen Kriegs mit seinen entsetzlichen Opfern.

Wie schwer sich Museen nach dem Ende der sowjetischen Fortschritts-erzählung mit der Produktion eines neuen, nichtideologischen und nicht-mythischen Narrativs tun, kann man in vielen Museen der (wieder) unabhängig gewordenen Republiken beobachten. Im Nationalmuseum in Tbilissi etwa ist die Zeit von 1922 bis 1991 ausnahmslos als die «Zeit der Okkupation» dargestellt, so als wäre die Sowjetrepublik Georgien nur und ausschließlich ein besetztes Land gewesen – ohne eigenen sowjetischen Modernisierungs-Drive und ohne Stolz auf «Stalin, den größten Sohn des georgischen Volkes».

Zu begründen, weshalb die sowjetische Museumskultur auch als eine Leistung *sui generis* angesehen werden sollte, ist nicht ganz einfach angesichts der verordneten Geschichtsbilder, der schamlosen Fälschungen, der von politischen Konjunkturen abhängigen Modellierung der Vergangenheit. Doch sind sie mehr als bloße Indoktrinations- und Propaganda-Einrichtungen; hier kommen Traditionen zusammen, die mehr mit dem 19. Jahrhundert, mit dem Glauben an den «Geist der Aufklärung» und die «Verbesserung des Menschengeschlechts durch Erziehung und Bildung» zu tun haben als mit einem utopischen Projekt Kommunismus.

Das sowjetisch-russische Museum verdiente eine phänomenologische Studie, eine «dichte Beschreibung», in der vieles in Betracht käme: der gewählte Ort – oft die prächtigsten alten Kaufmannsvillen, Adelspalais oder Kirchen –, die Rituale bei der ausführlich-umständlichen Ausfertigung des Billets, die Prozeduren an der Garderobe, der strenge Blick der Wärterinnen, meist ältere Frauen, ein Gefühl der Einsamkeit, wenn nicht gerade eine Schulklasse durch die Räume geführt wird.

Zu den sinnfälligen Eigenschaften des sowjetischen Museums gehörte sein Bestehen auf materialer Gegenständlichkeit und Konkretheit der Objekte – ob es sich um ausgestopfte Bären oder Tongeschirr oder ein Exemplar der vorrevolutionären Untergrundzeitung handelte. In allen Museen der Welt gibt es Exponate, aber hier gab es noch nicht die Auflösung in die rasch laufenden Bilder, in die interaktiven Bildschirme, in die Playstationen und Zerstreuungsmaschinen. Sie waren bei all dem von außen herangetragenem Erziehungsauftrag mit all seinen doktrinären Verengungen und Beschränkungen Lernorte. Museen waren mehr als anderswo pädagogische und moralische Veranstaltungen. Der Besucher war nicht sich selbst überlassen, sondern wurde gleichsam an die Hand genommen und erhielt sanftes Geleit. Nicht der Einzelne, sondern die Exkursionsgruppe, die etwas lernen wollte und sollte, bewegte sich durch die Säle. Die Exkursion war vollgepackt mit Informationen, die sich doch niemand merken konnte, auch wenn manche mitschrieben, ein intensiver Belehrevorgang, der große Selbstdisziplin verlangte.

Ein anderer Charakterzug des sowjetischen Museums war das Anliegen, den «Geist der Epoche» oder eines bestimmten Milieus anschaulich werden zu lassen.³⁰ Die Bemühung um atmosphärische Rekonstruktion, die von der Postmoderne meist als naiv und unreflektiert verachtet wird, ist, wo sie sich erhalten hat, bis heute eindrucksvoll. Das geht nicht ohne Stilisierungen, Stereotype, Klischees ab. Man kann von einem regelrechten Kanon der Stilisierung von «Epochengeist» sprechen. Wo immer man hinkam in die Museen zwischen Brest und Wladiwostok, gab es ein bestimmtes Interieur mit Tapeten, Klavier und Jugendstillampen, das für die Welt der russischen Intelligenzija stand, ein anderes – die gläserne Veranda, der Lüster, die Empire-Möbel mit Schonbezügen – für das russische Adelsnest und wieder ein anderes für die Welt der Kaufmannschaft – hier nicht selten die Ikonenecke oder Privatkapelle. Man könnte fast ein Verzeichnis jener Gegenstände anfertigen, die zum Objektprogramm gehörten: Thonet-Stühle, die Schreib-

maschine Marke Mercedes oder Westwood, die Singer-Nähmaschine oder das Metallbett, das für den Asketismus der revolutionären Jugend stand. Die Typologie und Bildwelten soziokultureller Milieus wurden in vielen Jahrzehnten generiert und von Generation zu Generation weitergegeben. Nicht ein sensationelles Original stand im Zentrum, sondern die möglichst genaue stimmungsmäßige, farblich schlüssige Inszenierung einer Welt, wie wir sie aus den russischen Gesellschaftsromanen, aus Photoalben der Vorfahren oder aus Plakaten, die bildmächtig geworden sind, kennen. Diese Inszenierungen verrieten eine erstaunliche Stilsicherheit, die bezeichnenderweise eher bei der Rekonstruktion bürgerlicher Milieus als bei der Inszenierung der Welt des Proletariats zum Tragen kam.³¹

Die Geschichte neu lesen

Die Auflösung von Imperien ist immer so etwas wie eine glückliche Katastrophe. Mit all den Unsicherheiten und Instabilitäten ist sie eine Gefahr für so sensible, über viele Generationen gewachsene und auf Ordnung angewiesene Institutionen, wie Museen es sind. Epochenenden sind andererseits eine große Chance, weil ein neuer Anfang gemacht werden kann, weil der Museumskosmos neu geordnet und Geschichten erzählt werden können, die bisher nicht erzählt worden sind, weil neue Narrative formuliert, neue Objekte aus den Depots hervorgeholt, neue Parcours entwickelt werden können. Ein «Dekorationswechsel» im buchstäblichen Sinne.³²

Es gehört zu den aufregendsten Vorgängen im geistigen Leben einer Nation, wenn die ganze Geschichte noch einmal bedacht und re-interpretiert wird. Solche Vorgänge des Neu-Sehens und des Um-Wertens sind ein konfliktreicher und riskanter Prozess, wo es zu neuen Mythenbildungen und Ideologisierungen kommen kann. Es handelt sich dabei um die Entdeckung und Visualisierung von Themen, die bis dahin tabu waren, obwohl sie zentrale Lebenserfahrungen verkörperten. Sie führen zwangsläufig auch zu einer Belebung der Museumsszene, werden die Museen dadurch doch aus der Stille der bloßen Bildungsanstalt ins Zentrum der öffentlichen Auseinandersetzung gerückt. Sie werden zu umkämpften Orten der Neuorientierung, des Kampfes um Definitionshoheit. In der Regel folgen die Provinzmuseen mit gewisser Verzögerung den in der

Hauptstadt getroffenen – auch geschichtspolitischen – Entscheidungen. Doch generell gilt das nicht. Gerade die Ferne von der hauptstädtischen Öffentlichkeit erlaubt es Kuratoren und Museumsdirektoren, neue Projekte und Ideen durchzusetzen – immer mit Bezug auf die «Besonderheiten» der lokalen und regionalen Verhältnisse und im Rückgriff auf die in den Depots so lange zurückgehaltenen Schätze. So kommt dort etwa nicht «die» Kollektivierung oder «der» Große Terror vor, wohl aber die Kollektivierung der Bauern oder der Terror gegen die regionalen Eliten, herausgearbeitet aus den lokalen Quellen, Zeugnissen und Archiven. Es ist die Konkretheit des Materials vor Ort, das in den allgemeinen Diskurs einsickert, vordringt und diesen auf mittlere und längere Sicht transformiert. Die Fähigkeit zur Gleichschaltung in einem hyperzentralistischen Staat mit seinen «Machtvertikalen» ist weitreichend, und doch ist es eine kindische Vorstellung anzunehmen, dass sich das historische Wissen und die konkrete Erinnerung vor Ort in einem so großen Land wie Russland von einem Punkt aus «geschichtspolitisch» vollständig steuern und regulieren ließen. Zudem hat das Internet auch die entfernteste russische «Provinz» an die Zentren des globalen Kulturbetriebes angeschlossen (die jungen Kuratoren, die im Jahr 2000 mit ihrem Laptop auf den Solowki-Inseln im Weißen Meer saßen – in einem Hangar für Wasserflugzeuge aus den 1930er Jahren –, besprachen gerade mit ihren Kollegen in New York und Rotterdam eine gemeinsame Ausstellung).

Eine zentrale Rolle bei der Veränderung der geschichtlichen Selbstwahrnehmung in den Museen spielen Ausstellungen. Sie können wie Neueröffnungen eines Themas als Wendepunkte wirken. So war es zum Beispiel bei der Ausstellung «10 Jahre Chruschtschow» am Komsomolski-Prospekt in Moskau in der Perestroika-Zeit Mitte der 1980er Jahre, bei der sich die Besucher, sichtlich erschüttert, zum ersten Mal mit den Erfahrungen ihrer Generation konfrontiert sahen: mit dem Leben in der Kommunalka, also der Gemeinschaftswohnung, mit der Rückkehr der Häftlinge aus dem Gulag nach Stalins Tod, mit der USA-Ausstellung, dem Weltjugendfestival von 1957, der Modenschau Christian Diors, vorgeführt von Mannequins auf dem Roten Platz. Die Besucher fanden hier ihre Welt vor, zum ersten Mal wurde die «Banalität des Alltagslebens», das ansonsten immer nur aus Höchstleistungen, Rekorden bei der Planerfüllung und heroischen Taten bestand, in einer Ausstellung thematisiert. Die Besucher waren zu Tränen gerührt, da sie sich und ihre Zeit wieder-

erkannten und anerkannt fanden: ein Moment der Selbstwahrnehmung und Selbstaufklärung. Ein anderes Beispiel war die von dem Photographen Juri Brodski auf dem Territorium des Solowezker Klosters mitorganisierte Ausstellung. Zum ersten Mal wurde dort die Geschichte des Lager-Archipels dargestellt, immer mit Bezug auf die Anfang der 1990er Jahre noch sichtbaren Spuren – die Kaianlage, wo die Schiffe mit den Häftlingen ankamen, die umfunktionierten Kirchenräume, die von den Häftlingen angelegten Kanäle und Werkstätten, die halbverfallenen Kirchen auf den Inseln, in denen die politischen Gefangenen eingesperrt waren.³³ Ein Initial war auch die Ausstellung des Russischen Museums in Petersburg über sowjetische Unterwäsche, in der es um Mode, vor allem aber um das Verhältnis der Sowjetmenschen zum Körper, um das Verhältnis von privat und öffentlich ging – ein Thema, für das es in einer Geschichte der offiziellen und pruden sowjetischen Hochkultur keinen Raum gegeben hatte.³⁴ Es ist fast immer die stupende Materialität der gezeigten Exponate – der Primuskocher in der sowjetischen Küche, das Transistorradio aus der Rigaer Radiofabrik, das Muster des aserbaidzjanischen Wandteppichs – und die Konfrontation mit einer verschwundenen Lebenswelt, die die Stärke solcher Vergegenwärtigungen ausmachen.

Geschichtliche Ereignisse spielen nicht nur in der Zeit, sondern auch im Raum. Geschichte hat einen Ort, Geschichte findet statt. Nicht umsonst spricht man vom *genius loci*, vom Zauber (oder Fluch) eines Ortes, an dem das geschichtliche Ereignis gleichsam haftet und der zum Vermittlungspunkt für das virtuelle Gespräch zwischen den Lebenden und Toten, zwischen den Generationen wird: Hier also ist es geschehen!

Städte sind von Orten geschichtlicher Ereignisse markiert, entweder indem diese sichtbare physische Spuren hinterlassen haben – Einschüsse, Ruinen etwa –, oder indem sie als authentische Schauplätze imaginiert werden können. Man kann diese physischen oder symbolischen Topographien freilegen, sichtbar machen, lesen, dechiffrieren. Die geschichtlichen Ereignisse verschiedener Epochen überlagern sich wie in einem Palimpsest, einem Text, der immer wieder überschrieben wird. Die sowjetische Praxis der *memorialnaja doska*, der Gedenktafel, die an bedeutende Zeitgenossen erinnerte, war, wie das Museum auch, eine Form, «Geschichte» sichtbar zu machen: «Hier lebte und arbeitete der verdiente Künstler des Volkes ...» Allein schon die einheitliche Form dieser Memorialplaketten, die man von einem bis zum anderen Ende der Sowjet-

union finden konnte, deutet darauf hin, dass ein elaboriertes System dahintersteckte: von der Kommission, die über die Auszeichnung entschied, bis hin zum Design der Tafel, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte und – Wind und Wetter trotzend – für alle Ewigkeit gedacht war. Gedenktafeln für Dichter, Gelehrte, Parteigrößen, Kriegshelden, Panzer- und Flugzeugkonstrukteure, «Verdiente Künstler und Künstlerinnen des Volkes», Theaterleute, Komponisten, Ingenieure, Bestarbeiter usw. Genies sind darunter und Funktionäre, an die sich heute niemand mehr erinnert; Henker und ihre Opfer. Städte wie Moskau oder Leningrad waren punktiert von den Gedenktafeln (und sind es noch heute), von der symbolischen Anwesenheit und Würdigung derer, die bedeutsam waren oder für bedeutsam gehalten wurden. Nicht weniger aufschlussreich ist, wer keiner Gedenktafel für würdig befunden wurde und wessen Namenszug zu einem bestimmten Zeitpunkt abmontiert wurde. Zusammengefügt ergäben sie ein ebenso faszinierendes wie schockierendes Relief, und in vielen Fällen wäre es der Ausgangspunkt für dramatische Erzählungen von Leben und Tod von Menschen in außergewöhnlichen Zeiten. Man muss nur die Gedenktafeln an der Fassade des Hotels Metropol, dieses Jugendstil-Luxusliners am Theaterplatz im Zentrum von Moskau, abschreiten; man findet dort (nicht alle) Namen der Mitglieder der ersten Sowjetregierung, durchreisende Prominenz aus aller Welt, *fellow travellers* aller Nationen. Oder die Gedenktafeln am legendären «Haus an der Moskwa», diesem Anfang der 1930er Jahre fertiggestellten, fast amerikanisch anmutenden *compound* für die Elite aus Partei und Regierung. So wie Opfer und Täter oft gemeinsam auf demselben Flur gelebt hatten, so stehen sie heute verzeichnet Seite an Seite auf den am Haus angebrachten Gedenktafeln. Eine Analyse dieser Gedenktafeln liefe wahrscheinlich auf eine Geschichte selektiver Würdigung der einen und demonstrativen Verschweigens aller Abweichler, Renegaten, Nonkonformisten, vor allem aber der vielen Namenlosen hinaus. Den bisher Verschwiegenen Namen, Lebensdaten und Lebensort zurückzugeben, Schicksale und Schauplätze sichtbar zu machen, ist eine der großen Initiativen der Aktivisten von «Memorial»: Sie haben – vielleicht angeregt durch die «Stolpersteine» in Deutschland – angefangen, an den Häusern der in der Welle des Terrors Verschwunden Plaketten mit der Aufschrift «Die letzte Adresse» anzubringen. Damit haben sie ein neues Kapitel in der nachsowjetischen Erinnerungskultur aufgeschlagen.



Überreste und Spuren der Gewalt. Fast täglich gab es in der Perestroika-Zeit Meldungen über neue Funde und Grabungsstellen, wo man Brillengestelle, Stiefel, Gürtelschnallen, Patronenhülsen, zerschmetterte Schädel entdeckt hatte. Das Bild zeigt Funde aus einem Massengrab der 1930er Jahre in Dubowka bei Woronesh.

Das Territorium der ehemaligen Sowjetunion, über das Stürme der Gewalt hinweggegangen sind, ist markiert von Punkten massenhaften Leidens. Man kann von einer Memoriallandschaft des Todes und Überlebens sprechen, zu der jede Epoche und jede Generation ihren Anteil hinzugefügt hat.³⁵ Eine Reise über die Karte der sowjetischen Lagerwelt kann man virtuell unternehmen, aber auch in Wirklichkeit.³⁶ Dazu gehören Orte der Massenexekutionen des NKWD und des Gulag: der Wald von Lewaschowskoje polje oder das Kresty-Gefängnis in Leningrad, die Lichtung bei Sandormoch in der Zone entlang des Weißmeer-Ostsee-Kanals, die Erschießungsplätze und Massengräber in Butowo und Kommunarka

im Südwesten von Moskau, Bykownja bei Kiew und viele andere. Neben diesen konnten auch etliche andere Gedenkorte erst im Laufe der Perestroika und nach dem Ende der Sowjetunion öffentlich kenntlich gemacht werden, etwa für die Erinnerung an Opfer auf beiden Seiten des Bürgerkriegs, der Opfer von Kollektivierung, der Deportation von Volksgruppen oder der Massenmord an den polnischen Offizieren im Wald von Katyn, in Mjodnoe bei Twer und in Charkow. Viele dieser nach dem Ende der Sowjetunion errichteten Gedenkstätten sind eindrucksvoll, der Besucher verstummt. Die Angehörigen der Opfer reisen oft von weither an und heften einen Brief oder ein Photo an einen Baum, weil der genaue Ort des Grabes unbekannt ist. Der nackte Stein, der Findling mit der knappen Inschrift scheint die Hauptform des Gedenkens zu sein – so die Felsblöcke von Solowki auf dem Lubjanka-Platz in Moskau und auf dem Troizkaja-Platz in Sankt-Petersburg.³⁷

Der Reisende bekommt es, vor allem wenn er aus Deutschland kommt, noch mit einer ganz anderen Topographie der Gewalt zu tun – der allgegenwärtigen Spur des deutschen Vernichtungskrieges auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetunion: die Stätten des Judenmords – Babi Jar in Kiew, Botanitscheski Sad in Dnipropetrowsk, Drobizki Jar und die Traktorenfabrik in Charkow, Odessa und Kamenez-Podolski, die Stele im Zentrum von Minsk, wo einmal das Ghetto war, die Gedenkstätten von Rumbula und Biķernieki bei Riga, Klooga in Estland – die Orte der Gefangenenlager und Exekutionen von Partisanen, des Massensterbens im eingeschlossenen Leningrad. Kaum ein Dorf ohne eine Stele oder ein Grab.³⁸

Es ergibt sich nicht nur aus dem ideologischen Anspruch der Sowjetunion, «Vaterland der Werktätigen» zu sein, dass die Arbeitswelt und die Welt der Arbeiterklasse im Zentrum der politischen Aufmerksamkeit standen, es entspricht auch den Verhältnissen einer aus einem Agrarland in ein Industrieland hinüberwachsenden Gesellschaft. Fabriken und Betriebe waren Mittelpunkte, um die herum das Leben organisiert war – nicht unähnlich der Situation im westlichen Europa im Stadium der Industrialisierung. Zum Umfeld der Fabrik gehörten der Arbeitsplatz, die Versorgung über die Betriebskantine (*stolowaja*, *fabrika-kuchnja*), die Zuteilung von Wohnraum, die Schul- und Weiterbildung, das System der Abend- und Betriebsschulen, die zum Betrieb gehörenden und von ihnen

finanzierten Kulturpaläste, das System der Erholungsheime und Sanatorien, die für die Urlaubsgestaltung so wichtig waren. Das Leben der Bevölkerung drehte sich um die Werke und Fabriken – nicht unähnlich den *company towns* in Nordamerika, in denen das Leben auch großer Städte ganz um das Unternehmen organisiert war, so etwa US-Steel, General Motors, Ford u. a. in Gary/Indiana oder Detroit. Aus all dem ergibt sich der besondere Stellenwert von Betriebs- und Werksmuseen, die seit den Tagen der Revolution eingerichtet und mit erheblichem Einsatz ausgebaut und unterhalten wurden. Man kann sie fast bei allen großen, manchmal auch kleineren Fabriken finden, darunter legendäre: die Putilow-Werke und die Baltische Werft in Leningrad, AMO bzw. SIL in Moskau, das Autowerk in Gorki, die Traktorenfabriken in Tscheljabinsk und Stalingrad und andere. Sie eröffneten einen über den konkreten Betrieb vermittelten Zugang zur Industrialisierungsgeschichte mit starker Berücksichtigung der Alltags- und Lebenswelt. In den Werksmuseen lässt sich fast alles ablesen: die meist schon ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Ursprünge großer Fabriken, häufig von ausländischen Investitionen finanziert, die Entstehung der russländischen Arbeiterbewegung, der Aufbau einer eigenen, vom Ausland unabhängig werdenden Technik und Fertigung, die vom Großen Terror verursachten Störungen der industriellen Abläufe, die Auswirkungen des Krieges, der Wiederaufbau nach dem Krieg. Die Automodelle im Werksmuseum in Gorki/Nischni Nowgorod veranschaulichen die Geschichte der sowjetischen Automobilisierung. An der Baugeschichte lässt sich die Entwicklung von Industriearchitektur, Ingenieurskunst und Technik demonstrieren, an den Wohnverhältnissen der Übergang vom Kommunismus zum Konsumismus der Nach-Stalin-Zeit. Kurzum: Die Fabrik- und Werksgeschichten sind wohl nirgends so professionell und intensiv museal aufbereitet worden wie in der ehemaligen Sowjetunion (vermutlich sind die Industriemuseen von Manchester, Sheffield, Leeds am ehesten vergleichbar).³⁹

Dieser Museumstypus ist begleitet von einem spezifischen wissenschaftlichen und literarischen Genre: den Werksgeschichten, den Biographien herausragender Konstrukteure, Ingenieure, Bestarbeiter oder auch von Sportlern, die es von der Werkbank bis zur Goldmedaille im Boxen oder Gewichtheben geschafft haben. Es war nicht zuletzt Maxim Gorki, der prominenteste sowjetische Schriftsteller, der dieses Genre mit Hilfe des von ihm initiierten Verlags «Zemlja i fabrika» (Land und Fabrik)

gefördert hat. Neben den Werksarchiven warten auch die Werksmuseen darauf, für eine Mikrogeschichte der sowjetischen Industrialisierung erschlossen zu werden.

**Nikolai Anziferow: Material Culture.
Exkursion als Methode**

Werksgeschichten und Werksmuseen wurden nicht spontan, sondern auf einer theoretisch elaborierten Grundlage entwickelt, und zwar unter dem disziplinären Titel der «Museologija», der «Krajewedenie» (Landeskunde, Heimatkunde, *regional studies*) und «Gradowedenie» (Städtekunde, *urban studies*). Eine der Zentralfiguren dafür scheint mir Nikolai Anziferow (1889–1958) zu sein, der Autor eines seinerzeit legendären Buches – «Die Seele Petersburgs» – aus dem Jahre 1922, das nach dem Ende der Sowjetunion zahlreiche Reprints und Neuauflagen erlebt hat.⁴⁰ Anziferow, selber ein Schüler des Althistorikers und Spezialisten für italienische Stadtkultur Iwan M. Grews, hat führend an der Ausarbeitung einer Methode mitgewirkt, die als Exkursionistik (*ekskursionistika*, *ekskursologija*) in die sowjetische Museums- und Geschichtswissenschaft eingegangen und stilbildend für das Genre der sowjetischen Exkursion geworden ist. Die Bevölkerung sollte, nachdem die Paläste des Adels für das allgemeine Publikum geöffnet, die privaten Bibliotheken und Galerien der Allgemeinheit zugänglich gemacht waren, einen Zugang zur Welt der herrschenden Klasse bekommen: Überall entstanden «Museen der materiellen Kultur», in denen die Interieurs, die Lebensformen der Klassengesellschaft veranschaulicht wurden. Das Volk sollte eine lebendige Anschauung von den sozialen und kulturellen Verhältnissen gewinnen, und zwar an den authentischen Orten selbst.⁴¹ Anziferow und seine Schule waren davon überzeugt, dass es der konkreten Anschauung bedürfe, dass man eine Stadt «erfahren» müsse. Auf diese Weise wurde die Orts- und Landeskunde auf eine strenge Weise ausgearbeitet. Wir haben es hier mit einer «Geschichte von unten» *avant la lettre* und mit einer Richtung zu tun, die die westlichen «Geschichtswerkstätten» und «Museen des Alltags» vorwegnahm. Anziferow erwies sich als Zeitgenosse eines Franz Hessel, der die Kunst des Spazierengehens in Berlin entwickelte, oder eines Walter Benjamin, der den Flaneur zu einer zentralen Figur seiner

geschichtlichen Hermeneutik gemacht hatte.⁴² Anziferows Schule ist wie die gesamte Richtung der Landes- und Lokalgeschichte im Zuge der Dogmatisierung der Geschichtsschreibung Ende der 1920er, Anfang der 1930er Jahre unter die Räder der stalinschen Repression gekommen. Nicht wenige Repräsentanten der «Krajewedenie» und «Gradowedenie» sind ermordet worden.⁴³ Die anziferowsche Tradition lebte im Untergrund fort und in den Kreisen von nichtakademischen Historikern, die Material, Spuren, Bilder, Augenzeugenberichte, Karten usf. sammelten und im offiziellen historiographischen Betrieb keine Stelle finden konnten. Die an Verfolgung und Opfern reiche Geschichte der marginalisierten Historiker, die entscheidend zum Weiterleben einer kritischen Tradition beigetragen haben, wird noch geschrieben werden. Dass sie sich zuweilen gegen den Vorwurf des Dilettantismus und der Nichtprofessionalität hat verteidigen müssen, besagt nicht nur etwas über das Selbstbewusstsein der akademischen Geschichtsschreibung, sondern auch darüber, dass der enorme Beitrag der sogenannten Hobbyhistoriker zur Pflege eines lebendigen Geschichtsdenkens am Rande der sowjetischen Gesellschaft noch immer kaum verstanden ist.

Identitätssuche: Zwischen Entsorgungswut und neuen Mythen

Museen sind im Vierteljahrhundert nach dem Ende der Sowjetunion zu umkämpften Orten geworden. Der Freiraum, der sich auch für die Museen eröffnet hatte, setzte auch die Museumslandschaft, die versteinert erschien, in Bewegung. Allenthalben gab es eine Vielzahl von Ausstellungen, eine Zuwendung zur «kleinen Geschichte» vor Ort; was lange in den Depots versenkt war, wurde endlich gezeigt.⁴⁴ Regie und einheitliches Skript für ein postsowjetisches Narrativ waren verloren gegangen. Was die einen als unerhörte Freiheit empfanden, erschien den anderen als bedrohliches Vakuum. Dieses auszufüllen schien in den nichtrussischen Republiken einfacher, da sich dort die wiedererrungene nationale Geschichte als Ersatz für eine von außen – namentlich von «den» Russen – verhängte Geschichte anbot, der alle Fehlentwicklungen und Tragödien zugeschrieben werden konnten, während die Russen mit ihrer sowjetischen Erbschaft allein zurückblieben.⁴⁵ Allenthalben wurde in den 1990er Jahren das Projekt einer postsowjetischen russischen Identität proklamiert. In-

zwischen sind auch die 1990er Jahre Geschichte und selber Gegenstand der Historisierung und Musealisierung geworden – zunächst auf dem Papier, irgendwann gewiss auch in der Realität: «Das Museum der 1990er Jahre: das Territorium der Freiheit.»⁴⁶

Aber die Zeit des Suchens, der Selbsterkundung, der Pluralisierung der historischen Interpretationen, die die Perestroika-Zeit eingeleitet hatte, endete ein Jahrzehnt später in einer neuen, Schritt für Schritt begradigten, von der Führung massiv durchgesetzten geschichtspolitischen Wende. Deren Ergebnisse lassen sich in Lehrbüchern für die Schule, in Fernsehserien, Populärliteratur, Errichtung von Denkmälern beobachten; sie wirken sich auch auf Museen aus, denen in den reichen 2000er Jahren des Öl- und Gasbooms enorme Mittel für ihre Modernisierung zufließen: Hightech statt altmodischer Vitrinen, Videoinstallationen statt Inszenierung realer Räume. Gravierender indes war die weltanschauliche und geschichtspolitische Wende, nach der nun die Feier des russischen Staates, die Größe des Imperiums, die Beschwörung der spirituellen Überlegenheit der russischen und vor allem russisch-orthodoxen Welt anderen Kulturen gegenüber im Zentrum stand. Die aus dem frühen 19. Jahrhundert bekannte Formel der Trinität von Autokratie, Orthodoxie und Volkstümlichkeit wurde so für das 21. Jahrhundert angepasst.

Schon bald zeigte sich das auch an der Art, wie Museumsparcours und Ausstellungen umorganisiert oder neu konzipiert wurden. Ganze Themenblöcke oder Zeitabschnitte werden aus den Dauerausstellungen einfach ausgeblendet, herausgenommen und in die Depots verfrachtet. Das Zarenreich erstrahlt in nostalgischem Glanz, die Revolutions- und Bürgerkriegsgeschichte wird entsorgt: etwa im Heimatmuseum von Rybinsk, untergebracht im Gebäude der ehemaligen Getreidebörse direkt an der Wolga, wo eine ganze Epoche – der «Aufbau des Sozialismus» in den 1920er und 30er Jahren – (zeitweilig) verschwindet und ersetzt wird durch Zarenporträts und eine Ausstellung zu den Beziehungen zwischen den Romanows und der städtischen Kaufmannschaft. Es geht in diesem Prozess der Neuausrichtung nicht nur um neue Ausstellungskonzeptionen, sondern oft auch um die Existenz und Definition der Häuser selbst. Exponate, die zu den Kernbeständen von Museen gehören – etwa die Ikonensammlungen –, sollen in die Kirchen, aus denen sie in der Zeit der «Nationalisierung» beschlagnahmt worden waren, zurückgeführt werden. Kirchen, die von den Bolschewiki und der Gottlosenbewegung entweiht



«Metaphysische Sphinx» hat der russisch-amerikanische Bildhauer Michail Shemjakin sein Denkmal für die Opfer der politischen Repressionen in Leningrad/Sankt-Petersburg genannt, das 1995 am Woskresenski-Ufer der Newa gegenüber dem Kresty-Gefängnis errichtet wurde.

und in «Museen des wissenschaftlichen Atheismus» umgewandelt worden waren, sollen wieder «entmusealisiert» und re-sakralisiert werden – wie etwa bei der Kasaner und der Isaaskathedrale in Sankt-Petersburg, aber auch Moscheen und Synagogen ließen sich hier nennen. Kurzum: Museen sind in einem doppelten Sinne zu umkämpften Orten geworden. Dies gilt auch für einige der wunderbaren Wohnungsmuseen, deren einstige Bewohner heute nicht mehr als museumswürdig gelten und die, oft in den besten Lagen, den Appetit von Immobilienmaklern geweckt haben.

Vor allem aber lautet die Frage: Was soll in den Museen wie gezeigt werden? Also welcher geschichtlichen Erzählung sollen die jeweiligen

Ausstellungen folgen? Selbstverständlich wird dieses Ringen nicht oder zumindest nicht primär von Museumsleuten entschieden, sondern von den großen «ideologischen Apparaten», um einen Terminus von Louis Althusser wieder aufzunehmen, also von den Instanzen historischer Interpretation, von den Akademien bis zu den Populärschriftstellern, von Werbefirmen und Tourismusindustrie, von Sponsoren und konfessionellen Verbänden, vor allem aber von denjenigen, die glauben, über das geschichtliche Bewusstsein der Nation nach Belieben verfügen zu können: den politischen Eliten und ihren ideologischen Beratern. Wir befinden uns längst inmitten eines Ringens um eine neue «Meistererzählung» russischer Geschichte, vor allem der des 20. Jahrhunderts. Man kann es ablesen am Denkmalstreit, der allenthalben ausgetragen wird: um die Wiederaufstellung des 1991 demontierten Denkmals für Felix Dersinski auf dem Platz vor der Lubyanka; um die Errichtung eines Denkmals für den Kiewer Großfürsten Wladimir den Heiligen am Kreml, das ursprünglich vor der Fassade der Lomonosow-Universität auf den Sparlingsbergen hoch über der Moskwa aufgestellt werden sollte. Beim Kampf um die Entwicklung und Durchsetzung eines neuen Geschichtsnarrativs spielt auch die Deutung der Russischen Revolution und des Großen Terrors eine zentrale Rolle. Niemand weiß, welche Geschichte in Zukunft aufbereitet und erzählt werden wird. Ein Witz aus Sowjetzeiten lautete bekanntlich: Nichts ist so unvorhersehbar wie die Vergangenheit.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter:
www.chbeck.de